Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Siebenundvierzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Siebenundvierzigster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein Tourlourou.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Lindauersche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Das Land und die Landleute.

Es war in der Mitte des Sommers; man fing nach einem erdrückend heißen Tage an etwas leichter zu athmen; die Sonnenglut hatte nachgelassen und die Landleute, welche bei ihrem beschwerlichen Geschäft fast verbrannt waren, traten unter ihre Hausthüre oder saßen unter eine schattige Laube, um sich in der Abendluft zu erfrischen.

Einige Bauern arbeiteten noch: man hatte noch Garben heimzuführen, Heuwägen zu laden, Gemüse einzuheimsen; es war auch die Zeit, wo der sorgsame Gärtner die von der Sonne ausgetrockneten Pflanzen begießen muß, und so klein auch das Gärtchen ist, muß man doch manchmal zum Brunnen gehen, um den Boden anzufeuchten, der nur Denen einen Ertrag gewährt, die thätig Sorge für ihn tragen. Viele Ackerbauern pumpen bis spät in die Nacht hinein Wasser und stehen schon mit dem grauenden Tage wieder auf, um abermals wieder mit dem Begießen anzufangen. Das Leben des Landmanns ist nicht das eines Müßiggängers: er muß arbeiten und seinen Körper anstrengen; allerdings darf dafür sein Geist ruhen. In der Stadt ist es das Gegentheil: dort

muß der Kopf arbeiten, während sich der Leib pflegen darf, und da man auf dem Lande gewöhnlich gesünder ist als in der Stadt, so schließe ich daraus, daß unser Körper stärker ist als unser Geist.

Der Anblick der untergehenden Sonne ist in einer heitern Landschaft, von dem Gipfel eines Berges aus betrachtet, wo das Auge einen Umkreis von mehreren Stunden beherrscht, ein herrliches Schauspiel. Das Dorf Vetheuil auf dem rechten Seineufer, nahe bei Roche-Guyon und zwei Stunden von Mantes entfernt, gewährt eine reizende, bewundernswürdige Aussicht, besonders aber wenn man sich, während die Sonne scheidet, auf einen Hügel stellt, um dieses entzückende Gemälde zu betrachten. Vor euch ruhen grüne Rasen, die im röthlichen Scheine des Abends flammenfarbig leuchten, etwas ferner einige deutlich hervorgehobene Bäume und im Hintergrunde purpurne Wolken, die sich mit den blauen, von den Bergen gebildeten Linien vermischen, die von weitem aussehen wie das Meer; solche Dinge kann man bewundern, wenn man auf dem Lande wohnt, und einen ähnlichen Anblick werden euch weder die Panoramen noch die Dioramen, weder die Georamen noch die Neoramen verschaffen, so talentvoll auch unsere Künstler sein mögen, die oft, statt die Natur zu geben, wie sie ist, eine solche nach ihrer Einbildung malen und entwerfen.

Nun haltet ihr mir aber vielleicht entgegen, daß euch Manches lieber sei als der Sonnenuntergang, zum Beispiel der Anblick einer hübschen Frau, oder eine gut bestellte Tafel, ein vernünftiges Schauspiel,

oder eine Bouillotte-Partie, oder was ihr immer sonst wollt. Ich werde mir nicht erlauben, euch zu tadeln, denn ich selbst liebe die Weiber, die Tafelfreuden, das Theater und das Spiel; aber glaubt mir, ein Sonnenuntergang hat auch seinen Reiz, und die süßen Genüsse des Landlebens lassen uns mit neuer Wollust die Vergnügungen der Stadt empfinden.

Ein junger Landmann stieg langsam einen durch die Kleeäcker hindurchführenden Pfad hinauf, einen Pfad, der, nachdem er eine breite Straße gewesen, worauf ein Wagen fahren konnte, ein schmaler Weg wurde, der nur noch für ein einzelnes Pferd breit genug war und am Ende gar so schmal wurde, daß er nur noch für die Fußgänger genügte. Dieß verdankte man der Habsucht der Landleute, die, um einige Zoll Landes zu gewinnen, jedes Jahr etwas mehr von dem an ihr Grundstück stoßenden Weg abpflügen und diesen am Ende ganz aufheben und abschaffen. Ihr werdet ohne Zweifel gleich mir denken, die Schultheißen sollten dafür sorgen, daß die Communikationswege nicht auf solche Weise versperrt würden und dieser Raub von Grund und Boden (der durchaus nicht für das Rechtlichkeitsgefühl der Bauern spricht) unterbliebe, aber die Dorf-Schultheißen sind beinahe alle selbst Landleute und Ackerbauern, daher können sie nicht verbieten, was sie entweder bei Gelegenheit selbst schon gethan haben oder thun würden.

Kehren wir zu unserem Landmann zurück. Er war zwanzig Jahre alt und ein großer, hübscher Junge:

seine schwarzen, dicken Haare umschatteten eine hohe Stirne, was bei den Landleuten etwas Seltenes ist. Seine Hautfarbe war braun und ziemlich sonnverbrannt; aber seine Gesichtszüge hatten etwas Edles, bei unsern französischen Landleuten Ungewöhnliches; seine schöngeschlitzten Augen hatten einen stolzen und zugleich sanften Ausdruck, eine regelmäßig geschnittene Nase hätte einem griechischen Profil Ehre gemacht, und auf seinem Munde endlich lag etwas Ernstes, welches übrigens gut zur ganzen Physiognomie paßte und selten von ihm wich, ja, der junge Mann hätte ohne Nachtheil in den schönen italienischen Gemälden und neben Roberts bewunderungswürdigen Schnittern figuriren dürfen. In Frankreich und besonders in der Umgegend von Paris ist eine solche Art von Schönheit rar; unsere hübschen Landleute sind gewöhnlich zu dick, zu roth, zu pausbackig, und überdieß liegt nichts Vornehmes in ihrer Schönheit.

Peter, so heißt der junge Landmann, folgt dem schmalen, zwischen der Luzerne hinführenden Pfade, gleichgültig, ob er zuweilen auf das Feld tritt oder nicht. Aber am Ausgang der Aecker, auf einem Wege, an dessen Ende sich mehrere Häuser befanden, stand Peter still, kehrte sich um und schaute wehmüthig in das Thal hinab, welches er durchschritten hatte.

Und in diesem Momente verschönerte gerade die untergehende Sonne das Gemälde, aber Peter beachtete die Pracht desselben nicht. Es gibt Augenblicke, wo man für alle Schönheiten der Natur gleich-

gültig ist. Der Geist und der Kopf müssen frei sein, um recht zu sehen und recht zu betrachten.

Mehrere Bäuerinnen standen vor ihren Thüren: die einen wuschen Wäsche, die andern rahmten Milch ab, der größere Theil ruhte aus und unterhielt sich mit einander; eine Menge Kinder, wovon einige nur eine Blouse oder nur ein Hemd anhatten, sprangen um die Häuser her oder wälzten sich auf dem Boden herum, ohne Rücksicht auf das Stück Brod in ihrer Hand, das sie mit sich im Staube herumrieben, und in welches sie dann wieder mit gieriger Lust hineinbißen; Enten, Hühner und Gänse schnatterten und tappten um die Kinder herum, mit denen sie im besten Einverständnisse lebten. Bisweilen erregte ein des Weges her trabender Esel oder ein Pferd ein allgemeines Hurrageschrei. Die Kinder flohen, auf die Enten tretend, davon, und die Mütter versetzten ihnen einen leichten Schlag, um sie in's Haus hinein zu treiben.

Aber in diesem Momente bekümmerten sich die Bäuerinnen weniger um ihre Kinder und um ihr Geflügel, als um den jungen Landmann, der in einiger Entfernung von ihren Hütten stehen geblieben war. Peters Anzug hatte nichts, was ihn von den übrigen Landleuten unterschieden hätte: er bestand aus blauen, leinenen Beinkleidern, einer Jacke von demselben Stoffe, einer gestreiften Weste mit breiten Umschlägen und einem runden Hute; dieß konnte es also nicht sein, was die Blicke auf ihn zog. Aber er war jung und hübsch, und ich vergaß, euch zu

sagen, daß sein Hut ringsum mit bunten Bändern geschmückt war (eine Auszeichnung, womit sich die zur Conscription gehörigen jungen Leute versehen), und daß endlich vorn an seinem Hute ein großes viereckiges Papier mit der Nummer 150 steckte.

„Da ist Peter!... da ist Peter!...“ riefen mehrere Bäuerinnen, mit dem Finger auf den jungen Landmann deutend, aus. „Nun! er hat gezogen, er ist heuer bei der Conscription.“

„Hat er eine gute Nummer?“

„Ei der Kukuk! das will ich wohl glauben, er hat Nro. 150, und man nimmt hier nur vierzig Mann aus!...“

„Ach, das ist ein Glück!... Wie wird sein Onkel, der Müller, so froh sein!“

„Ach ja... sein Onkel, der Müller, ist auch ein rechtes Vieh!... er hat seinen Neffen zwar gerne, aber er hätte keinen Heller hergegeben, um ihn loszukaufen, wenn demselben das Glück nicht günstig gewesen wäre... der denkt nur an's Geldzählen.“

„Einerlei, es wäre schade gewesen, wenn Peter fortgemüßt hätte, er ist ein braver Bursche!...“

„Ach, hört doch, was hat Lukas' Sohn Alles angefangen, um untauglich zu werden... o, es ging so weit, daß er seit einem Monat nichts als Speck und Essiggurken gegessen hat, um brustkrank zu werden... wohlan! man hat ihn doch tauglich gefunden, und er muß fort.“

„Das geschieht ihm recht, er ist ein Duckmäuser.“

„Und was hat der Thomas ihr Kleiner gethan? Er

hat sich einen Hautausschlag hergezogen, indem er sich am ganzen Leib mit Kröten rieb, und ihr wißt, daß diese sehr giftig sind, so daß er ein Fettfell auf dem Rücken bekam!..."

„Ach, wie dumm! Man hat bloß Fettfelle an den Augen; frag' doch einmal den Herrn Doctor."

„Ich sage Dir, daß seine Schwester ein Fettfell auf seinem Rücken gesehen und behauptet hat, ihr Bruder werde augenblicklich freigesprochen, da er zu gar nichts mehr tauglich sei. Nun! als er es den Herren, die darüber zu entscheiden haben, zeigte, haben sie ihm in's Gesicht gelacht und ihm einige Tritte unter sein Uebel gegeben."

„So geht es, wenn man Mittel braucht und Betrügern Gehör gibt, die allerlei Geschichten an Einen verkaufen, um sich von der Conscription frei zu machen; aber hört, es ist doch sonderbar! Peter sieht trotz seiner glücklichen Nummer gar nicht vergnügt aus..."

„Das ist wahr... er steht da wie eine Bildsäule ... statt zu lachen und mit den Andern zu trinken."

„Mein Mann ist auch in's Wirthshaus mit den Rekruten."

„Dein Mann, schau; er hat doch nicht ziehen müssen?"

„Ach, das ist einerlei, deßhalb kann er doch trinken!... Mein Gott! was ist das für ein Säufer! ... Aber schaut doch den Peter an: er rührt sich nicht und bleibt stehen wie ein Götze."

Ein junges Bauernmädchen, welches nicht am

gleichgültigsten nach Peter hingeblickt hatte, nähert sich einer Gruppe Weiber und sagt mit einer etwas verächtlichen Miene lächelnd zu diesen: „Ach, ich weiß wohl, warum der Herr Peter so betrübt aussieht ... potz Tausend! das ist leicht zu errathen.“

„Du weißt es, Helene; nun, warum denn?“

„Wißt ihr denn nicht, daß er verliebt ist?“

„Bah! warum nicht gar?... Peter ist verliebt? und in wen denn?“

„In wen? ei, in die Mamsell Marie, in die Magd vom Absteighaus.“

„Ah bah?...“

„Freilich! wo kommst denn Du her, daß Du das noch nicht weißt? Der ganze Ort weiß es ja...“

„O, ich kümmere mich um nichts als um meine Milch und das Melken meiner Kühe; ich scheere mich nichts um anderer Leute Angelegenheiten.“

„O, lüge nicht so; hast Du nicht vorgestern erst von Giroux's Weib gesagt, ihr Mann habe vierundzwanzig Sous im Wirthshause verbraucht, so daß sie fürchterliche Händel miteinander angefangen und sich geprügelt haben!“

„Das ist nicht wahr, das habe ich nicht gesagt.“

Während sich die Bäuerinnen stritten, trat die, welche sehr mit Peter beschäftigt zu sein schien, zu einem jungen Mädchen ihres Alters, entfernte sich von der zankenden Gruppe und sagte, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß: „Der Herr Peter!... er spricht nicht mehr mit uns! er kümmert sich gar nicht mehr um uns, seit er in diese Mamsell Marie vernarrt ist!“

„Ach, Helene, was ist denn dran, wenn er das Mädchen liebt?... Mamsell Marie ist hübsch!...“

„Findest Du?... Ich meine, es sei nichts Besonderes an ihr...“

„Muß man denn etwas Besonderes im Gesichte haben, um hübsch zu sein?“

„Das sage ich nicht gerade, aber... ich meine, es gäbe viele junge Mädchen im Orte, die hübscher sind als sie.“

„Ah bah! wer denn? sie sind im Gegentheil fast alle häßlich.“

Jungfer Helene zuckt ein wenig mit den Achseln, beißt sich in die Lippen und murmelt: „Was fällt denn Dir ein, daß Du uns so verachtest... Du selbst bist hübsch... und ich... bin ich häßlich? Alle Bursche sagen, ich sei schön.“

„Ach was! wenn man glauben müßte, was die Bursche sagen!... die machen Einem immer weiß, man sei schön, um uns auszulachen und für Narren zu halten... ich weiß recht wohl, wie ich bin. Du, Helene, bist hübscher als ich, aber doch nicht so schön als die Marie!...“

„Glaubst Du?“

„Ja, ja, sie ist viel schöner als Du!“

„O, weil sie sich ziert, weil sie eitel ist!... weil sie mit allen Reisenden, die im Absteighaus einkehren, schwatzt... und sie anhört... das ist schon der Rede werth!... Eine Wirthsmagd sollte überhaupt nicht so viel Wesens aus sich machen... zudem ein

Mädchen, welches Herr Gobinard aus Mitleid auferzogen... welches nie weder Vater noch Mutter gehabt hat!..."

„O wie einfältig! als ob man nicht immer eine Mutter oder wenigstens einen Vater hätte!..."

„Ich wollte sagen, seine Eltern nie gekannt hat. Denn ihre Mutter hat sie angeblich erst wenige Monate alt in diese Gegend gebracht, und ist bald darauf gestorben, und wenn Frau Gobinard, welche damals noch lebte, sich des Kindes nicht angenommen hätte, wer weiß, was dann aus demselben geworden wäre? es wäre Gott weiß wohin gekommen..."

„Gehört das Alles hierher? ist deßhalb die Marie minder hübsch?... ist es ein Verbrechen, arm und eine Waise zu sein?... Mein Gott, Helene, Du bist jetzt recht stolz..."

„Ich bin nicht stolz, aber ich meine nur, daß, wenn man das Kind von weiß wem ist, man nicht so eitel sein und nicht so viel Bänder auf seine Haube thun sollte, wie die Damen in der Stadt..."

„Ach der Kukuk! da läuft meine Kuh auf des blonden Ludwigs Ackerfeld herum... mein Dummkopf von Bruder wird sie hinausgelassen haben.. der Esel ist doch zu gar nichts zu gebrauchen... h he! haltet meine Kuh!..."

Die junge Bäuerin verläßt Jungfer Helene, um ihrer Kuh nachzulaufen, die sich anmaßt, von dem Eigenthum eines Nachbars zu fressen, und bei der Stimme ihrer Herrin gehorsam stehen bleibt.

Helene scheint nun unentschlossen, ob sie zu den

Gevatterinnen zurückkehren, die mit einander schwatzen und arbeiten, oder ihrer Freundin folgen soll. Helene ist ein junges, dickes, frisches, rothwangiges Mädchen; ihre Züge haben nichts Ausgezeichnetes, ihr Gang ist nicht edel, aber sie ist groß und gut gebaut, und man betrachtet sie mit Vergnügen, denn sie hat einen lachenden Mund, fröhliche Augen, und ihre etwas aufgestülpte Nase verleiht ihrer Physiognomie, die mehr zur Heiterkeit als zur Wehmuth geschaffen scheint, etwas Ungewöhnliches.

Nachdem Helene einige Schritte links und dann rechts gemacht hat, entschließt sie sich, gerade aus, das heißt auf den Punkt zu zu gehen, wo Peter, der junge Rekrut, stehen geblieben ist und sich unter einen Baum niedergesetzt hat.

Ein unbestimmtes Etwas trieb das dicke Bauernmädchen dem hübschen Jungen zu, und obgleich sie, während sie vorwärts ging und in ihren Fingern eine Ecke ihrer Schürze rollte, stets bei sich dachte: „Ich will nicht zu Herrn Peter hingehen; er soll nicht glauben, ich interessire mich für ihn; er ist unverschämt, er hat mich letzten Sonntag nicht zum Tanzen aufgefordert!" näherte sie sich ihm doch immer mehr, denn ihr Herz sprach ohne Zweifel stärker als ihre Vernunft, und im achtzehnten Jahre gibt man natürlich dem einen mehr Gehör als der andern, und es wäre gut, wenn man sein Leben lang so handeln könnte.

So kam es, daß sich Helene allmälig dicht neben Peter befand, während sie innerlich immer noch wie-

verholte: „Ich will nicht zu ihm hingehen!“ und da der junge Mann, ganz in seinen Betrachtungen vertieft, ihre Anwesenheit nicht zu bemerken schien, zog sie ihr kleines Messer aus der Tasche, ließ es auf den Boden fallen, machte noch einige Schritte und rief dann aus: „O weh! ich habe mein Messer verloren!“

Peter schaut in die Höhe, erblickt Helene, grüßt sie mit Kopfnicken und rührt sich nicht von der Stelle; aber Helene geht auf ihn zu und fragt: „Herr Peter, habt Ihr vielleicht mein Messer gefunden?“

„Nein, Jungfer, ich habe nichts gefunden.“

„Das ist doch sonderbar... ich muß es hier verloren haben... es thäte mir leid darum... es hat mich fünfzehn Sous gekostet... Wollt Ihr vielleicht so gefällig sein und mir suchen helfen...“

Peter rührte sich nicht. Helene suchte, oder that wenigstens, als ob sie in seiner Nähe suche, und während sie sich um den hübschen Rekruten drehte und wendete, bückte sie sich in's Gras hinab und zwar so tief, daß der junge Mann, der unter einem Baume saß, wenn die Bäuerin, deren Röcke so kurz waren als die einer Ballettänzerin, ihm den Rücken zukehrte, ein etwas dickes, aber schön gerundetes Bein, eine muskulöse Wade, ein rothwollenes Strumpfband und noch etwas mehr sehen konnte, ja, ich weiß wahrhaftig nicht (oder vielmehr ich weiß sehr wohl), was der junge Landmann, wenn er einigen guten Willen gehabt hätte, Alles hätte sehen können. Aber Peter war nicht zum Scherzen aufgelegt, und ihr

kennt ja die Männer: je leichter es ihnen wird, eine Sache zu sehen, je weniger kümmern sie sich darum; es sind Widerspruchsgeister.

Jungfer Helene erhob sich, des Suchens und Bückens, welches ihr das Blut in den Kopf trieb, müde, hochroth wie eine Kirsche, setzte sich neben Peter und sprach: „Wenn Ihr mir nicht besser helfet, so kann ich noch lange suchen! An was denkt Ihr denn und sprecht kein Wort? seid Ihr etwa krank?“

„Nein, ich bin nicht krank.“

„Ah! und Ihr seid nicht vergnügter, nachdem Ihr eine so gute Nummer gezogen habt? Hundertundfünfzig muß nicht fort!“

„Nein, meine Nummer wird in der That nicht berufen; man hat mir gesagt, ich sei frei.“

„Und Ihr seid nicht heiterer, geht nicht in's Wirthshaus, um mit den Andern lustig zu sein?... Die, die fort müssen, sind doch natürlich betrübt, aber einerlei, sie lassen es sich noch einmal wohl sein!“

„Ihr wißt, daß ich nicht gerne trinke. Meinetwegen können die Andern in die Schenke gehen; Jeder thut, was ihm gefällt.“

„Ach! es ist wahr, Ihr liebt den Wein nicht, Ihr liebt etwas Anderes.“

Peter gibt keine Antwort, er ist wieder im Nachdenken versunken. Da Helene sieht, daß sie nichts mehr herausbringen kann, steht sie auf und fängt wieder an ihr Messer zu suchen, bückt sich dabei aber immer vor Peter. Jungfer Helene hat eine eigene

Manier zu verführen; allein auf dem Lande muß man anders zu Werke gehen als in der Stadt: man kennt dort nicht alle Künste der Koketterie und rückt dem Ziele schneller zu, weil man sich natürlicher gibt.

Ein Bauer nähert sich von einem Seitenwege her: es ist ein etwa vierzigjähriger, magerer, aber starker Mann von mittlerer Größe; seine unordentlich gekämmten Haare bedecken die etwas rothe Stirne nicht; er hat ein längliches Gesicht, eine ziemlich dicke Nase und seine hellblauen Augen sind klein und rund; es liegt Charakter in seiner Physiognomie. Heiterkeit und Schlauheit leuchtet aus seinen lebhaften Augen; es ist ein Mann, der nie auf eine Antwort warten und sich nicht leicht d'ran kriegen läßt. In seinem Anzug herrscht übrigens eine große Nachläßigkeit: eine graue, schmutzige Blouse, die vorn offen steht und seine nackte Brust zeigt, die so roth ist wie sein Gesicht, eine um den Hals gerollte, kaum befestigte Halsbinde, Holzschuhe ohne Strümpfe, ein schlechter Hut, der früher einem Bürger gehört zu haben scheint, jetzt aber fleckig und oberhalb außer Form gekommen ist, dieß bildet das Kostüm des Landmannes, der einen Korb am Arme hat und sich pfeifend der Richtung nähert, wo Peter sitzt und Jungfer Helene darauf beharrt, ihr Messer zu suchen.

„Nun! es ist also gut gegangen! Du bist im Reinen, Peter!" beginnt der Neuangekommene, indem er den jungen Mann beim Arm packt und schüttelt. „Ich habe es in Roche-Guyon erfahren, wo

ich ein Paar Tauben verkaufte. Man hat mir gesagt: Peter hat eine gute Nummer und muß nicht fort. Ach Gott! wie vergnügt war ich, ich habe in meiner Freude mit Maclou eine Flasche geleert... sein Weib ist in's Kindbett gekommen... er hat jetzt achte!... er ist auch vergnügt, wenn man so will... ich bin fast sein Pathe geworden... dem frühern hat man dreißig Blutegel an den Hintern gesetzt: das ist nicht bequem zum Gevatterstehen. Aber ich habe mich davon gemacht und vorgeschützt, ich hätte es bereits der Frau des Schultheißen von Haut-Ile abgeschlagen und dann wäre es unhöflich, wenn ich es bei einem Andern annehmen würde. Was brauche ich der Pathe all dieser Jungen zu werden; das kostet nichts als Geld, ich habe ohnehin nicht genug!... Da kaufe ich mir lieber Hasen, potz Kukuk! da habe ich doch auch etwas dafür."

Während der Bauer spricht, steht Peter auf und entgegnet dann: „Ja, Caspar, ja, ich habe eine gute Nummer und doch war ich bereits auf's Fortgehen gefaßt."

„Welche Dummheit! es ist weit besser, da zu bleiben! Was brauchst Du Deine gesunden Glieder an die Armee zu rücken, besonders jetzt, wo man sagt, man schlage sich mit den Arabern, mit Hunden, die schlimmer sind als die Spitzbuben, die ihre Gefangenen sogar auffressen, so viel man hört. Ueberhaupt ist es viel besser, Du gehst nicht! Hättest denn Du, der eine Leidenschaft im Herzen hat und verliebt ist wie dreißigtausend Mann zusammen, fort ge...? Ei, Helene, was thust denn Du da zu unsern Füßen?

Du drehst und wendest Dich ja vor uns herum wie ein Ball."

„Ach Gott! ich suche mein Messer, das ich verloren habe."

„Nun, so suche es etwas ferner von hier."

„Wenn ich es aber hier verloren habe; genirt es Euch vielleicht, wenn ich da bin?"

„Es mag leicht der Fall sein; ich für meinen Theil kann es, wenn ich mit Jemand spreche, nicht leiden, wenn man sich so um mich herumdreht."

„Der Caspar ist doch unverschämt; ich gehe, wenn ich will."

„Sieh, da ist Dein Messer, vor meinen Füßen liegt es; Du gehst daran vorbei und thust, als ob Du es nicht siehst! Wir kennen das schon."

Das Bauernmädchen hebt ihr Messer auf, sieht dann Caspar zornig an, und sagt: „Es wäre besser, Du ließest Deine Blouse flicken, statt so unanständig entblößt mit nackter Brust herumzulaufen! Ich weiß nicht, was Du uns Alles noch sehen lassen wirst, wenn es so fortgeht!"

„Schon gut; wenn Du die Männer nicht so gern betrachten würdest, so wüßtest Du nicht so gewiß, was ihrem Anzuge fehlt."

„Jedenfalls betrachte ich die nicht, die aussehen wie Du!"

„Ach, richtig! aber Du schielst nach denen, die Dich nicht ansehen! Das ist eben das Unglück."

„Geh', verkauf Deine Zwetschen, Trunkenbold, statt überall auf dem Wege hinzustehen."

„Geh' Du und mache Deinen Käse; Deine Base wird Dir wieder einen Puff geben, wie letzthin, als Du mit dem Sohn des Feldschützen schwatztest, Deine Arbeit vergaßt und Dein Nadelbüchschen and vielleicht noch etwas Anderes verlorst."

Das junge Mädchen will nichts weiter hören; sie entfernt sich erröthend und wüthende Blicke auf Caspar schleudernd. Nachdem sie fort ist, nähert sich dieser dem Peter und fragt: „Was bezahlst Du heute Abend?"

„Ach, Caspar! ich habe keine Lust zum Trinken, ich bin betrübt."

„Ach warum nicht gar! Dummheiten! Liebeskummer, nicht wahr? wer wird sich deßhalb grämen!"

„Du weißt nicht, wie gern ich die Marie habe."

„Ich weiß wohl, daß Du sie liebst! man sieht es beim Kukuk deutlich genug! Du seufzst und wirst so langweilig wie ein Kukuk. Was nützt es auch, wenn Du eines Weibsbildes wegen unglücklich bist? sind sie denn nicht Alle gleich? Es gibt ja, Gott sei Dank, genug. Sieh, wenn Du die Helene wolltest, so stehe ich Dir dafür, daß sie Dir gleich Gehör geben würde!"

„Ich liebe nur die Marie und werde auch nie eine Andere lieben!"

„Ja, wie Cadet, der gesagt hat, er werde nie Austern essen und jetzt zwölf Dutzend verschluckt! Aber liebe Marie immerhin, wenn Du Lust dazu hast; ist das aber ein Grund, zu verzweifeln? Will sie nichts von Dir?"

„Sie hat es mir nicht gesagt, denn ich selbst habe es noch nicht gewagt, ihr meine Liebe deutlich zu erklären; aber ich fürchte, sie nimmt mich nicht günstig auf.“

„Ah bah! Du weißt wohl, daß die Weiber kokett sind, sie thun, als ob sie uns zurückstoßen, damit unsere Leidenschaft festere Wurzel fasse, und Marie ist sehr kokett!“

„Mein Gott! sie ist auch so schön!“

„Deßhalb brauchte sie doch nicht so die Zieräffin zu spielen; außerdem wärst Du eine ganz passende Partie für sie. Du bist der Neffe des Müllers, Dein Oheim hinterläßt Dir später Etwas, bist jedenfalls ein guter Arbeiter, kein Verschwender, kein Zänker! Marie ist nur eine Waise und hat nichts. Ich weiß wohl, daß Vater Gobinard, der weder Kinder noch Neffen hat, die Absicht hegt, Marie auf seinem Gasthof zum Absteighaus zu lassen: das ist zwar hübsch, aber noch kein Königreich! Es kehren wohl dann und wann Reisende ein, die nach Roche-Guyon, nach Mantes oder in die umliegenden Schlösser gehen, aber dieß kommt nicht alle Tage vor!“

„Ach, es kommen oft genug,“ sagt Peter mit einem tiefen Seufzer, „die schönen Herren aus der Stadt, und die prächtig gekleideten Damen verrücken gerade Marien den Kopf; diese kehren im Absteighaus ein: es ist der schönste und auch der beste Gasthof auf dem Wege. Man sieht Marie, macht ihr Complimente, die Damen schenken ihr bisweilen Hauben und Spitzen und zeigen ihr, wie man diese

Dinge auf den Kopf setzt; die Männer schwatzen eine Masse Zeug an sie hin: es sei eine Sünde, daß sie in einem Loche, in einem Dorfe lebe; in Paris könnte sie ihr Glück machen, dort würde sie Geschmeide und Federn bekommen, kurz, die ohnehin eitle Marie wird es durch solche Worte noch viel mehr, und wenn ich zu ihr komme und ihr sage: sie sei hübsch, natürlich ganz einfach, denn ich kann keine so schönen Phrasen drehen wie die Herren aus der Stadt, dann hört man mich nicht an und lacht mir in's Gesicht!"

„Bah, das wird sich schon geben! Weiß man denn, was die Weiber denken? sie wissen es oft selbst nicht. Gleichviel, ich gehe in's Wirthshaus, es ist mir einerlei, ich verkaufe meine Zwetschen morgen! Gehst Du mit mir?"

„Nein, ich danke."

„Wie Dir's beliebt. Auf Wiedersehen."

Caspar hatte bereits einige Schritte gemacht, als ihn Peter zurückrief: „Wo gehst Du denn hin, Caspar?"

„Ei! zu Vater Gobinard, in's Absteighaus; sein Wein ist gut und kostet nicht mehr als anderswo."

„Du gehst in's Absteighaus? o! dann ist es ein Unterschied; ich begleite Dich."

„Aha, jetzt hast Du Durst! nun, so komme."

Damit gehen die beiden Landleute den Weg hinab, der zum Gasthause führt, welches zwei Flintenschüsse vom Dorfe Vetheuil entfernt liegt.

Zweites Kapitel.

Das Absteighaus. — Der Lehrer Martineau.

Ihr wißt bereits, daß der Gasthof zum Absteighaus, wovon hier die Rede ist, nahe bei den Dörfern Vetheuil und Haute-Ile, ungefähr eine Stunde von Roche-Guyon und demzufolge sechszehn Stunden von Paris entfernt liegt.

Der Gasthof stand an der Verbindung zweier Straßen, von denen die eine nach Mantes, die andere nach Roche-Guyon führte; es befanden sich auch mehrere Schlösser und hübsche Landhäuser in der Umgegend. Wenn man von Paris herkam, so mußte man gewöhnlich an dem Gasthofe vorbei, und machte Halt an demselben, ehe man entweder der Stadt oder den Schlössern zufuhr; daher mag auch der Name Absteighaus gekommen sein. Ich will gerade nicht für die Etymologie dieses Wortes stehen, aber sie scheint mir ziemlich glaubwürdig, und wir haben eine Masse ähnlicher Worte angenommen, die nicht einmal so viel Berücksichtigung verdienen.

Das Aeußere des Gasthofes ist bescheiden: es ist ein viereckiges Haus, welches aus einer Wohnung zu ebener Erde, einer im ersten Stockwerk und den Dachkammern besteht; rechts und links umschließt eine zwei Fuß hohe Mauer, auf der ein hölzernes Gitter angebracht ist, auf einer Seite den Garten und auf der andern den Hof und die Stallungen. Ueber der Hausthüre steht mit großen Buchstaben: Zum Absteighaus; Gobinard, Restaurateur

für Reisende zu Fuß und zu Wagen, schenkt ungetauften Wein! und zwischen jedem Fenster des untern Stockwerkes hat der Ipser des Ortes Geflügel, Fische, Wildpret, Pasteten, Obst und Gemüse so kunstreich angebracht, daß die Bauern aus der Umgegend jedes Mal beim Vorübergehen in Bewunderung versunken stehen bleiben und ausrufen, die Pasteten seien zum Sprechen ähnlich.

Wenn man die Thürschnalle geöffnet hat, so tritt man in eine große Stube, deren Wände ziemlich verraucht sind; auf jeder Seite des Gemaches, welches ein längliches Viereck bildet, stehen mit Servietten bedeckte Tische; so oft eine der Servietten gebraucht ist, wird sie weggenommen. Auf jedem Tisch befindet sich ein Essiggestell und eine Kristallflasche, die auf Gäste zu warten scheinen; im Hintergrunde der Stube ist endlich ein großes Kamin, worin aber nie Feuer angemacht wird, durch die jedoch die Röhre eines nicht ferne stehenden Ofens ihren Ausweg nimmt. Ich darf nicht vergessen, euch zu sagen, daß mehrere eingerahmte Bilder den Saal zieren, die ihr, wenn ihr sie in Paris hättet, nicht auf euer geheimes Kabinet hängen würdet; allein die Bauern nehmen es nicht so genau.

In diesem Augenblick sind zwei Männer in der untern Stube, die ich euch eben beschrieben habe. Der Eine ist kahl, so kahl, daß sein Hinterkopf so frisch und rosig aussieht wie seine Stirne; aber ich beeile mich, nachzuholen, daß er fast immer eine baumwollene Mütze trägt, welche bei ihm die Per-

rücke ersetzt. Es ist ein noch nicht sechszigjähriger Mann mit lebhaften Augen und ungebundenem Wesen, dessen Angesicht aber so dunkelroth ist, daß man, wenn man ihn ansieht, unwillkürlich befürchtet, es möchte ihn ein Blutsturz befallen. Der Wein scheint unter dieser veilchenblauen Haut hindurchdringen zu wollen, und man zweifelt nicht daran, daß die Aufschrift auf dem Wirthsschilde Wahrheit enthalte.

Diese Person ist Herr Gobinard, der Eigenthümer des Gasthofes. Seit zehn Jahren Wittwer und im Ganzen ein guter Mann, hat er nur den Fehler, zu neugierig und zu schwatzhaft zu sein, aus Allem, was er sieht, Vermuthungen zu ziehen, Alles, was er hört, verkehrt zu rapportiren und die Leute hinter einander zu hetzen, wenn er sie eigentlich zu versöhnen beabsichtigt. Besonders seit seine Frau todt ist, läßt Herr Gobinard seiner Neigung zur Schwatzhaftigkeit freien Lauf; denn so lange Madame Gobinard lebte, fürchtete er sie und wagte es nicht, seine boshaften Anmerkungen zu den Geschichten zu machen, die er gehört hatte. Frau Gobinard war eine charakterfeste Frau, welche ihrem Gatten Achtung und sogar Furcht einflößte; sie war die Herrschaft im Hause, ihr gegenüber durfte man sich kein Murren, keine Verdächtigung erlauben. Aber sie war leider nicht mehr, und Herr Gobinard hob sein Haupt stolz in die Höhe. Bereits am Todestage seiner Frau bemerkte man, daß er seine baumwollene Mütze auf's linke Ohr hinabgezogen hatte, um sich eine würdevollere Miene zu geben, und obgleich er

seine Gattin so anständig betrauerte, als man dieß von einem Dorfwirth erwarten kann, lief er doch schon am folgenden Tage in der Nachbarschaft herum, um zu erfahren, was sich dort zutrage, und die Woche war noch nicht zu Ende, hatte er bereits durch seine unvorsichtigen Reden fünf Prügeleien veranlaßt.

Ihr kennet jetzt Herrn Gobinard, der sowohl seines Gewerbes wegen als aus Liebhaberei fortwährend eine weiße leinene Jacke, eben solche Beinkleider und eine auf der einen Seite elegant aufgerollte Schürze trug. Ich könnte euch außerdem noch sagen, daß das übermäßige Trinken einen sehr hervorragenden Theil seines Gesichtes in Gährung gebracht hat: seine Nase ist mit Finnen und kleinen Auswüchsen bedeckt, welche das ganze Gesicht einzunehmen bedrohen; dieß bekümmert aber den Eigenthümer des Absteighauses nicht im Mindesten und hindert ihn eben so wenig, mit allen Bauern anzustoßen, die einen Schoppen bei ihm trinken.

Die zweite Person, welche sich mit Herrn Gobinard in der großen untern Stube befindet, ist ein höchstens fünfzigjähriger, äußerst fetter Mann, dessen allmälig grau werdende Haare von Natur kraus und so dick sind, daß man glauben könnte, er habe einen ungeheuer großen Kopf. Sein schwarzer Anzug, sein abgetragener Rock, seine kurzen Beinkleider, seine guillochirten Schnallen deuten gleich darauf hin, daß ihr es mit keinem Bauern zu thun habt. Betrachtet dieses ruhige Angesicht, diese ernste Miene, die manchmal fast in's Lächerliche geht, die Wichtigkeit, womit

man eine Prise nimmt, die Regelmäßigkeit, womit man sich schnäuzt, die eigene Art, während man spricht, den Kopf in die Höhe zu halten, die deutliche Aussprache und die Sicherheit, womit man die längstvergangene Zeit (plus-que-parfait) eines Zeitworts in Anwendung bringt, dann werdet ihr gleich errathen, daß ihr in Gesellschaft eines Schulmeisters oder wenigstens eines Schreiblehrers seid.

Dieß war in der That Herrn Martineau's Fach. Er hatte in dem kleinen Dorfe Bethueil eine Schule gehalten; seine Zöglinge bestanden aus Bauernjungen, welche, sobald sie ein wenig lesen und schreiben konnten, aus der Schule austraten. Dieß brachte Herrn Martineau, der ein Gelehrter war, sein Leben lang studirt hatte und gewünscht hätte, daß die Schätze der Wissenschaft, welche er gesammelt, für Andere von größerem Nutzen gewesen wären als für ihn, zur Verzweiflung. Denn Herr Martineau war sehr arm; er hatte all sein Geld zur Anschaffung von Büchern verwendet; er hatte studirt, während Andere dem Vergnügen nachgingen. So kam er in das reifere Alter, ohne daß er es vermuthete, denn die Zeit vergeht Einem schnell, wenn man arbeitsam ist. Herr Martineau sah sich endlich, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, genöthigt, Schulmeister in Bethueil zu werden.

Aber Herr Martineau, der ziemlich stolz auf seine Kenntnisse war, hatte sich Illusionen gemacht; dieß passirt Gelehrten ebensowohl als andern Menschen. Er hatte gedacht: „Wenn ich mich an die Spitze der

Schule von Bethueil stelle, so werde ich es mit Geduld und Logik dahin bringen, daß ich Zöglinge heranbilde, von denen man sprechen wird. Die Bewohner dieser Gegend werden sich dann nicht mehr so plump ausdrücken, wie die in der Umgebung von Paris. Man wird sich über ihren fließenden Vortrag wundern und wissen wollen, woher diese Ausnahme von der Regel kommt; man wird bis zur Quelle zurückgehen und bald erfahren, daß sich in dieser Gegend ein Gelehrter, ein Hellenist, ein wissenschaftlich gebildeter Mann befindet, der als Volkslehrer Außerordentliches leistet; man wird mich aufsuchen, mir Stellen und Aemter antragen; man wird mich bitten, das Dictionnaire der Akademie zu vollenden; ich werde vierzehnhundert von mir selbst nach der celtischen Sprache gebildete Worte hinzufügen; man wird mir Pensionen und Ehrenzeichen verleihen, kurz, ich weiß nicht, wie weit sich mein Glück ausdehnen mag."

Der Mensch denkt... sagt ein sehr weises Sprichwort. Der Mensch lenkt auch zuweilen, aber selten, wie es seine ursprüngliche Absicht war. Die Dinge gestalteten sich nicht, wie sich Herr Martineau geschmeichelt hatte: seine Zöglinge wollten nicht anbeißen. Wenn er vom Griechischen mit ihnen sprach, fingen sie an zu spielen, wenn er sie lateinisch lehren wollte, liefen sie davon, und wenn er ihnen Unterricht in der Mythologie, der Astronomie und der Geometrie ertheilte, so schliefen sie ein. Kurz, nach

einiger Zeit war Herrn Martineau's Schule völlig leer; er hatte die kleinen Jungen in zu vielen Wissenschaften unterrichten wollen und bot sich jetzt vergebens an, die Schüler gratis aufzunehmen: Niemand vertraute ihm sein Kind an. Die Bauern fürchten die Wissenschaft; es wird, wenn es überhaupt der Fall ist, nur allmälig gelingen, sie aufzuklären, und wenn alle Bauern von Bethueil und der Umgegend Herrn Martineau hätten machen lassen, so wären zwar ihre Kinder sehr gelehrt worden, aber wahrscheinlich hätte keines davon Artischoken und Kohl pflanzen wollen, welches alsdann eine große Gemüsenoth in der Umgegend herbeigeführt hätte.

Herr Martineau entschloß sich, seine Schule zu verlassen, da ihn seine Schüler verlassen hatten. Er wollte auch nicht in dem Dorfe bleiben, dessen Bewohner sein Bestreben für sie so schlecht gedankt hatten. Er zog weg in den nahen Weiler Chantemarle. Boileau bewohnte ihn einst, und dieß war schon ein Grund, daß Herr Martineau ihm den Vorzug gab. Jeden Tag kehrte der Lehrer, der sich jetzt darauf beschränkte, in den Bürgershäusern der Umgegend Schreibunterricht zu geben, die sechste Epistel Boileau's deklamirend (mit welchem er sich wahrscheinlich innerlich verglich), in sein ländliches Asyl zu seinem bescheidenen Lager zurück, und die Landleute blieben mit offenem Munde stehen und starrten neugierig dem armen Lehrer nach, der, seines Weges einherziehend, laut vor sich hin schrie:

„Ja, Lamoignon, ich flieh' aus dem Gewühl
Der Stadt zu meinem einzigen Asyl —
Dem Land! Willst Du von meinem Sitz ein Bild?
Es ist ein Dörflein, nur ein Weiler, auf
Dem Gang von einer langen Hügelreihe..."

„Wie steht es mit der Gesundheit, Herr Martineau?" fragte bisweilen ein Landmann, den Lehrer mitten in seiner Tirade unterbrechend; dieser dankte dem Bauern, bot ihm mit Würde eine Prise Tabak an, drückte ihm die Hand, verabschiedete sich von ihm und setzte seinen Weg fort, weiter deklamirend:

„Wo sich das Auge fernhin auf den Plan
Der Nachbarschaft verliert: die Seine sieht
Am Fuß der Berge, die ihr Strom bespühlt,
Aus dessen Schooße zwanzig Inseln steigen,
Die sein Rinnsal durchschneidend so und so,
Aus einem Flusse zwanzig Flüsse bilden!..."

„Herr Martineau, glauben Sie, daß wir morgen gutes Wetter bekommen?" fragte wieder ein Arbeiter, den Schreiblehrer anhaltend; denn die Bauern glauben, ein Gelehrter müsse Alles zum Voraus wissen, und ein Mann, der mehrere Sprachen spreche, könne prophezeien, was es für Wetter gebe.

„Nein, Freund," erwiederte Martineau kopfschüttelnd; „die dreifache Hekade hat heute Abend einen schwarzen Kreis um sich her, die Philomele hat bei den letzten Strahlen des Phöbus nicht gesungen, Clitia beugt das Haupt... die Frage wird morgen entschieden werden, ehe die Lerche gesungen hat."

Hierauf zog der Taglöhner seinen Hut ab und sagte: „Sehr verbunden... danke Ihnen schön, Herr Martineau." Wenn ihm der Lehrer aber aus den Augen war, fluchte er durch die Zähne und brummte:

„Was faselt er mir da von seiner Clitia, seinem Phöbus und seiner dreifachen Katze! ... es ist schon der Mühe werth, so gelehrt zu sein, wenn man sich nicht einmal den Leuten verständlich machen kann."

Die Reflexion des Bauern war ganz richtig und könnte sich auf alle Doktoren, Advokaten und mit Wissenschaft vollgepfropfte Menschen beziehen, welche es für nöthig halten, ihre Reden mit Kunstausdrücken auszuschmücken (die Viele allerdings gar nicht zu verstehen brauchen), und der Meinung sind, daß sie damit ihre Zuhörer blenden, in Staunen setzen und Eindruck auf sie machen; das ist eine arme Wissenschaft, die sich nicht klar und verständlich ausdrücken kann; hinter einer solchen steckt oft mehr Dünkel und Anmaßung, als Talent.

Ich habe weitläufig über den Charakter des Herrn Martineau gesprochen, euch aber noch nicht gesagt, daß eine fast allzu vorherrschende Neigung für eine gute Tafel der einzige Fehler war, den sich der Lehrer vorzuwerfen hatte; dieß war zwar ein leicht zu entschuldigender Fehler, der sich bisher nur mit Illusionen nähren konnte, denn Herrn Martineau's Einkünfte nöthigten ihn, sehr schmal zu leben; aber unter der großen Anzahl von Büchern, die er sich gekauft, hatte er sich auch den ‚königlichen Koch' angeschafft, und beim Durchblättern desselben genoß der Schulmeister angenehme Zerstreuungen: gleichwie Kinder beim Lesen von Feengeschichten sich in kristallene Grotten und diamantene Paläste versetzt glauben, so bildete sich auch Herr Martineau, wenn er

einige Seiten des ‚königlichen Koches‘ überlas, ein, er sitze an einer Tafel mit fünfzig Gedecken und labe sich an allen Speisen, deren Namen er lese.

Herr Martineau war ein alter Bekannter des Herrn Gobinard; er kehrte oft in dem Absteighaus ein, welches auf dem Wege war, wenn er nach Roche-Guyon oder sonst in ein bürgerliches Haus der Umgegend ging. Herr Martineau hatte Marie, die Adoptivtochter des Gastwirths, im Schreiben unterrichtet. Meister Gobinard befragte dagegen den Lehrer um Rath, wenn er ein großes Mittagessen zubereiten mußte, denn dieser wußte viele Artikel des ‚königlichen Koches‘ auswendig. Kurz, es herrschte ein inniges Einverständniß zwischen diesen beiden Personen: die Eine achtete die Andere ihrer Kenntnisse wegen, und die Andere war froh, die Verbindung mit einem Hause fortzusetzen, wo sie wenigstens einmal in der Woche ein erträgliches Essen bekam.

In diesem Augenblick sitzt der Lehrer Martineau vor einem Tische, wo man die Serviette und das Essiggestell weggenommen hat; vor ihm befinden sich Papier, Tinte, Feder und Federmesser.

Herr Gobinard geht der Länge und der Queere nach in der großen Stube auf und ab, bisweilen steht er stille, um einen Senftopf in die gleiche Reihe mit einer Salzbüchse zu rücken, oder geschwind ein Glas, welches ihm nicht hell genug scheint, mit der Serviette abzureiben; denn man muß dem Wirthe zum Absteighaus das Lob wiederfahren lassen, daß eine außerordentliche Reinlichkeit bei ihm herrschte.

„Euer Jüngling kommt nicht," sagt Martineau, ungeduldig auf das Papier und die Federn blickend.

„Er kommt, mein lieber Herr Martineau, er kommt gleich; werden Sie nicht ungeduldig... er ist in der Küche und nimmt Geflügel aus, welches auf heute Abend zu unserm Nachtessen bestimmt ist.... Sie werden mir hoffentlich die Ehre anthun, auch daran Theil zu nehmen."

Das Angesicht des Lehrers klärte sich freudig auf, und er erwiedert in liebenswürdigem Tone: „Ich schlage die Einladung eines Freundes, besonders wenn ich Hunger habe, nie aus... Ah, Johannchen nimmt Geflügel aus... das ist etwas Anderes!... Man muß ihn nicht stören... Alles verlangt seine Zeit, das ist mein Grundsatz. Wie wollen Sie das Geflügel zubereiten?..."

„A la Marengo... es ist ein fettes Huhn und ich weiß, daß Sie sie gerne so essen."

„Sehr gerne, sehr gerne, mein lieber Gobinard ... wissen Sie aber auch genau, wie es zugerichtet werden muß?..."

„O, seien Sie ganz beruhigt... ich verstehe mich darauf ... ich war früher Koch bei einem Minister, wo bedeutende Essen gehalten wurden!..."

„Früher, das mag schon sein, Sie könnten es aber vergessen haben ... man verrostet auf den Dörfern!..."

„Ich schmeichle mir, daß mein Haus in gutem Rufe steht; wenn man eine ordentliche Mahlzeit einnehmen oder eine hübsche Partie machen will, so

kommt man von Mantes, Roche-Guyon und noch weiter her stets zu mir!...“

„Das ist richtig, aber sie verstehen in der hiesigen Gegend nicht viel von der Kochkunst... es geht diesen Leuten mit der Küche wie mit der Literatur: sie sind bedeutend zurück. Wie wollen Sie also die Zubereitung Ihres Huhns à la Marengo angreifen, mein lieber Gobinard?“

Gobinard wirft sich in die Brust, stemmt seine Linke auf seine Hüfte, hebt den Kopf in die Höhe und antwortet: „Zu einem Huhn à la Marengo muß man vor allen Dingen ein Huhn haben...“

„Potz Kukuk, mein lieber Gobinard, das weiß die ganze Welt!... so fängt man auch bei dem Hasenpfeffer an.“

„Pah! braucht man zu einem Hasenpfeffer ein Huhn?“

„Nein, aber man muß vor allen Dingen den Gegenstand dazu haben... das versteht sich von selbst ... weiter?“

„Dieses Huhn nimmt man aus, sengt es geschwinde, das thut Johannchen in diesem Augenblick, schneidet es in vier Theile, richtet es zu wie zum Fricassiren... das werde ich gleich nachher besorgen ... thut Oel in ein Castrol, legt die mit Salz, grobem Pfeffer, Muskate, Champignon und ein wenig Knoblauch bestreuten Theile darein und läßt es kochen, bis der Braten eine dunkelgelbe Farbe annimmt... dann weg mit... das ist eine köstliche Speise.“

„Wie so weg mit?... das ist noch nicht Alles, mein Freund; Sie vergessen die Hauptsache.“

„Ich habe nichts vergessen.“

„Gobinard, Sie ärgern mich, wenn Sie so etwas behaupten!... Wenn das Geflügel so weit fertig ist, gießt man das Oel ab, nimmt ein Bischen gehackte Petersilie, einen Löffel voll Goldapfelsauce, zwei Löffel voll eingekochten Espagnole, läßt dieses mit einigen länglich geschnittenen Trüffeln schmoren, richtet es dann an, preßt den Saft einer Citrone darüber aus und trägt es heiß auf! So, mein lieber Gobinard, so wird ein Huhn à la Marengo zubereitet.“

Gobinard scheint etwas außer Fassung gebracht und reibt sich den Kopf mit seiner baumwollenen Mütze, während der Lehrer stolz auf die eben abgegebene Erklärung seine Schnupftabaksdose herauslangt und eine Prise nimmt.

„Meiner Treu, es ist möglich, daß auf diese Weise die Sache besser wird,“ entgegnet Herr Gobinard endlich; „vor allen Dingen kann ich aber keine Trüffeln und keine Espagnole daran thun, weil ich keine habe.“

„Ich fordere Sie nicht auf, daran zu thun, mein lieber Freund; ich erkläre Ihnen bloß die Grundsätze des Verfahrens... außerdem, Meister Gobinard, ist immer Alles, was Sie machen, vortrefflich, denn bei Ihnen kommt der Verstand den Kenntnissen zu Hülfe.“

„Zu artig, Herr Martineau ... Ei, glauben Sie, daß ich wohl daran thue, Johannchen schreiben lernen zu lassen?“

„Ob Sie wohl daran thun!“ ruft der Lehrer sich

ereifernd aus; „darüber besteht gar kein Zweifel, mein lieber Freund! Muß ein Mann nicht, in welcher Lage er sich auch befinden möge, schreiben können? Hat man nicht jeden Augenblick etwas zu schreiben?... Eine schöne Hand ist schon ein Vermögen... man macht sein Glück viel schneller, wenn man eine schöne Hand hat."

„Ich habe in meinem Sinne gedacht: Johannchen ist erst eilf Jahre alt, aber der Junge zeigt Geschick zum Kochen, er kann mir von Nutzen sein, und wenn später eine Rechnnng zu schreiben oder die täglichen Ausgaben zu notiren sind, so kann er dieses Geschäft besorgen."

„Das ist eine sehr vernünftige Betrachtung."

„Ich weiß zwar wohl, daß dieses Mariens Sache ist; aber wenn sie mich verließe... nicht, als ob ich Lust hätte, sie fortzuschicken!... o, ich habe meinem Weibe versprochen, sie an Kindesstatt anzunehmen, und ich betrachte sie auch wie meine leibliche Tochter."

„Ihre Frau hatte das kleine Mädchen sehr lieb."

„Außerordentlich; es ist auch nicht zum Verwundern, denn da Frau Gobinard nie Kinder hatte, ging ihre Neigung auf diese Kleine über, welche ihr von der armen Mutter derselben anvertraut worden."

„Wer war denn Mariens Mutter?"

„Meiner Treu, ich weiß es nicht... unglücklicher Weise war ich damals abwesend... O, wenn ich hier gewesen wäre, so hätte man sicher mehr erfahren... denn ich, ein Mann, der so gewandt ist und ahnt, was man ihm verbergen will, hätte es schon aus

Mariens Mutter herausgelockt... ich hätte einige Nachweisungen erhalten, zuverläßige Thatsachen erforscht; aber ich war, wie gesagt, zu jener Zeit sehr weit von hier entfernt, auf der Insel Guadeloupe, wo einer meiner Verwandten gestorben, dessen Erbe ich war; ich mußte die Reise dahin unternehmen, um den Nachlaß einzuziehen, und besonders um ihn zu realisiren... er bestand nämlich in Zucker-Plantagen ... Das war eine langwierige Geschichte, und ich war zwei Jahre und drei Monate von hier abwesend; während dieser Zeit kam Mariens Mutter mit ihrem Kinde hierher..."

„War es eine Bäuerin?"

„Ja... das heißt nein, es scheint nicht, daß es es eine Bäuerin war, es war eine Dame... O, wenn ich da gewesen wäre, so hätte ich bestimmt genau erfahren, was es für ein Frauenzimmer war!... aber ich war nicht da, und Frau Gobinard trieb die Verschwiegenheit wirklich in's Lächerliche!"

„Und diese Frau bat Ihre Gemahlin, sich dieses Kindes anzunehmen?"

„Ja, sie bat sie darum... das heißt, nein, sie bat sie nicht, aber sie reiste am folgenden Morgen ab und ließ, so viel mir meine Frau gesagt hat, ihr Kind nebst einem Beutel mit sechshundert Franken in Hundert-Sousstücken zurück."

„Kein Wort Schriftliches, keinen Brief?"

„Nein... das heißt... nein, sie ließ in der That, nach der Aussage meiner Frau, nichts als die sechshundert Franken in Hundert-Sousstücken da."

„Und seither habt Ihr nichts mehr von ihr erfahren?“

„Nicht das Mindeste; dann dachte meine Frau: ‚Meiner Treu, ich will mich der Kleinen erbarmen!‘ sie hieß sie Marie, gewann sie lieb, und als ich zurückkehrte, erzählte sie mir die ganze Geschichte; ich billigte ihre Handlung.“

„Das ist sonderbar, sehr sonderbar... aber in Anbetracht aller Umstände... des Geheimnisses und des Verlassens... ist Grund genug zu der Vermuthung vorhanden, daß die Kleine adulterino sanguine natus ist.“

„Was heißt das, Herr Martineau?... o, sagen Sie es nicht! ich wette, ich errathe es: das soll heißen, daß die Kleine ein Kind der Liebe ist, nicht wahr, das wollten Sie damit sagen?“

„Man kann es allerdings so übersetzen,“ entgegnet der Schulmeister lächelnd, „und auf diese Weise klingt es etwas anständiger.“

In diesem Augenblick drückt man auf die Thürschnalle und Caspar und Peter treten in die Wirthsstube des Absteighauses.

Drittes Kapitel.

Eine Schreibstunde.

„Guten Abend beisammen!“ sagt Caspar, mit seinen plumpen Holzschuhen auf den Boden trabend;

„Vater Gobinard, gebt mir eine Flasche Krätzer . . . ich verschmachte fast vor Durst!“

„Und wie viel Gläser? Du wirst doch nicht ganz allein eine Flasche trinken?“ fragt der Gastwirth.

„Ah! Peter wird daran Theil nehmen . . . bringt aber auch ein Glas für Euch, wenn Ihr wollt . . . es kommt mir nicht darauf an.“

„Ich grüße Euch, mein lieber Peter,“ sagt der Lehrer, dem jungen Mann die Hand reichend. „Ich habe gehört, daß Euch das Schicksal günstig war und Ihr nicht fort müßt: das ist ein Glück; aber ich wünschte, daß Euch dieses Ereigniß veranlassen würde, Eure Stunden fortzusetzen; Ihr waret schon weit, mein Junge, Ihr habt Fortschritte gemacht... Ihr hattet eine hübsche, leichte Hand... Kenntnisse in der Arithmetik ... es wäre Etwas aus Euch geworden . . .“

„O, Herr Martineau, ich weiß genug für das, was ich werden will.“

„Ei,“ frägt Caspar, indem er sich an einen Tisch setzt und sich einschenkt, „muß er als Müller Buchstaben mahlen?“

„Man sollte sich immer zu unterrichten suchen,“ entgegnet Herr Martineau mit einem verächtlichen Blick auf Caspar, „kann man denn je wissen, in welche Lage man kommt? . . .“

„Er weiß wohl, daß er in die Mühle kommt, da sein Onkel Müller ist.“

„Es können sich Zufälle ereignen, die ihn nöthigen, das Gewerbe seines Oheims aufzugeben; man

muß alle Möglichkeiten voraussetzen. . . und mit einer hübschen Hand findet man sein Fortkommen."

„Eine hübsche Hand! ich meine, Péter habe eine ordentliche Faust: wenn er Einem die Hand drückt, bricht er Einem im hellem Scherze die Finger ab; was wollet Ihr denn Schöneres?"

Der Lehrer begnügt sich mit einem Achselzucken und murmelt vor sich hin: „Asinus . . . stupidus . . . ignorus! . . ."

Caspar blickt Herrn Martineau an, nimmt sein Glas an den Mund und brummt: „Ach, Du kannst mich alle us heißen, die Du willst! Das trägt Dir doch keinen neuen Rock ein! . . ."

Ein kleiner, zehn= bis eilfjähriger Küchenjunge mit einem schelmischen Gesichte tritt in den Saal und eilt zu Herrn Martineau hin.

„Komm doch, Johannchen, komm doch, mein Söhnchen," sagt der Wirth, „Dein Lehrer erwartet Dich, Du bist lange ausgeblieben!"

„Mein Gott! Herr, ich habe doch vorher das Huhn ausnehmen müssen; es hatte so viel Därme, daß es kein Ende nehmen wollte, und Sie hatten mir verboten, die Galle aufzudrücken . . ."

„Die Galle . . . fellis," sagt Martineau, eine Feder zur Hand nehmend.

„Und ich hoffe, Johannchen, daß Du diese Dummheit nicht gemacht hast?"

„Nein, nein. Außerdem hatte es gar keine . . . ich habe keine bei ihm gefunden."

„Das Huhn hatte keine Galle? . . ."

„Es scheint, daß es kein böses Thier war," sagt Caspar, sich zu trinken einschenkend. Es geht ihm wie mir: ich wette, ich habe nicht die mindeste Galle in meinem Leibe... Komm, Peter, komm, laß uns anstoßen; Du stehst ja dort in der Ecke, als ob Du die Kolik hättest."

Peter, der bisher seine Augen immer auf eine Thüre geheftet hatte, die in das Innere des Hauses führte, entschließt sich doch, gegenüber von Caspar Platz zu nehmen und den Wein auszutrinken, den ihm dieser eingeschenkt hat.

„Komm, mein Sohn, wir wollen unsere Stunde anfangen," sagt der Lehrer zu dem kleinen Küchenjungen, indem er diesen neben sich hinsetzt.

„Schau! will Herr Martineau Unterricht im Pfannkuchenbacken nehmen?" frägt Caspar.

„Nein, Caspar," entgegnet der Wirth, „siehst Du denn nicht, daß im Gegentheil Johannchen bei Herrn Martineau schreiben lernt?"

„Ach, das ist etwas Anderes... entschuldiget!... von welchem Nutzen wird aber für Johannchen das Schreiben bei der Zubereitung seiner Saucen und beim Rupfen seines Geflügels sein?"

„Caspar!" ruft der Lehrer im Tone der Entrüstung aus, „ich wiederhole es Euch noch einmal, schweigt... Ihr seid ein Vandale, ein Barbar; mischt Euch nicht in Dinge, die Ihr nicht versteht!... hindert den Jungen nicht, sich einen Anstrich von Wissenschaft anzueignen..."

„Ich! o, ich hindere Niemand! Das war nur

eine Bemerkung von mir, und weiter nichts!... er soll sich seinen Anstrich geben lassen!"

„Ihr selbst, Caspar, Ihr, der Ihr weder lesen noch schreiben könnt, Ihr solltet Euch schämen, so in der Unwissenheit zu verharren! Wäre es nicht besser für Euch, zu schreiben, statt den ganzen Tag zu trinken?"

„Schau, wenn ich nicht trinken würde, bekäme ich den Pipps!"

„Nähert Euch, Caspar, benützt diese Regung... kommt, setzt Euch neben Johannchen und nehmt Theil an der Stunde, die ich ihm geben werde."

„Ach warum nicht gar! ich, der bis zur Nußzeit neunundbreißig Jahre alt werde, soll schreiben lernen? Das wäre mit dem Studium etwas spät angefangen."

„Es ist nie zu spät, Etwas zu lernen: Cato lernte im achtzigsten Jahre noch griechisch."

„Teufel!... das war denn doch schon ein alter Kerl! Ich für meinen Theil, ich danke, ich bin der Ansicht, daß ich genug weiß, mein Feld zu bebauen, wenn das Jahr gut ist, meine Zwetschen und meine Trauben zu verkaufen, und mit meinen Bekannten eine Flasche zu leeren. Ihre Gesundheit, Herr Martineau! Nun, Vater Gobinard, was gibt es für Neuigkeiten? Ihr wißt ja immer Alles, und erfindet sogar, wenn es nichts gibt!"

„Ich erfinde!... ich erfinde!... so schwatzen sie immer, wie meine selige Frau, die mir stets Schweigen auferlegte und nie die kleinen Geschichten glau

ben wollte, die ich ihr erzählte... die arme Frau Gobinard war so streng sittlich und tugendhaft, daß sie nicht an die Schwächen Anderer glauben konnte."

„Sie verdient deßhalb Lob," sagt der Lehrer. „Komm, Johannchen, wir wollen heute mit dem Federn-Schneiden unsern Anfang machen ... Hörst Du aufmerksam zu?"

„Ja, Herr Martineau," entgegnet der kleine Küchenjunge, seine Blicke auf den Schulmeister richtend.

„Gib recht Acht: Du nimmst Deine Feder in die rechte Hand, von dieser in die linke... sieh genau her, wie ich es mache... legst sie auf den Rücken... so! machst einen Schnitt mit dem Federmesser, drehst sie wieder um, legst sie auf den Bauch... so! machst wieder einen Schnitt... legst sie nochmals auf den Rücken... machst einen ganz großen Schnitt... und schneidest sie dann auf beiden Seiten... eins, zwei ... spitzig zu..."

Während dieser Erklärung lacht Caspar zum Ersticken; Herr Martineau aber, den diese Heiterkeit ärgert, ruft aus: „Könntet Ihr mir nicht sagen, Caspar, was Euch so lächerlich an meinem Unterrichte vorkommt?"

„Versteht sich! Weil ich Euch sagen höre: „Du legst sie auf den Rücken! legst sie auf den Bauch... legst sie nochmals auf den Rücken... das ist doch eine komische Lection!"

„Schweigt! ich bitte Euch, schweigt!" sagt der Lehrer keuchend und mit aufgeblasenen Backen, welches ihm nur begegnete, wenn sein Zorn auf's Höchste

gereizt war, „oder ich ersuche meinen Freund Gobinard, mir während der Zeit des Unterrichts ein besonderes Zimmer anzuweisen.“

„Ei, mein Gott! ich sage ja nichts ... Ihr wollet mich bloß am Lachen hindern! ... wenn ich gerne lachen möchte ... Nun, Peter, trinke doch, Du trinkst ja nicht.“

„Um wieder auf mein Weib zurückzukommen,“ fällt der Gastwirth ein, der dem Gespräche eine andere Wendung und der Streitigkeit ein Ende machen will, „das war eine sehr rechtschaffene Frau! ... eine Frau, die mich, wie ich mir wohl schmeicheln darf, nicht zu dem machte, was so viele Ehemänner sind ... ha, ha, ha!“

„Jetzt pfeift er gar,“ sagt der Lehrer, nach Caspar hinübersehend; „was der Bauer doch für ein abscheulicher Kerl ist!“

„Warum pfeifst Du, Caspar?“ frägt Meister Gobinard.

„Nun! darf man jetzt nicht mehr pfeifen? ... was für ein vermaledeites Hundehaus ist denn das? ... man wird sich bald nicht mehr rühren durfen! ... Trink' doch, Peter; Du trinkst ja nicht.“

„Paß auf, Johannchen ... nimm Deine Feder und mache es wie ich: jeder Schnitt muß mit Genauigkeit gemacht werden ... eins, zwei, drei und vier ...“

„Jetzt lehrt er den Jungen, wie er es machen muß!“ murmelt Caspar, sein Glas zum Munde führend.

„Und doch war meine Frau gar nicht übel... hübsch sogar!...“ fährt Gobinard, sich die Hände reibend, fort; „sie hatte einen schönen Wuchs, ein herrliches schwarzes Auge, kurz, es war ein prächtiges Weib... Nicht wahr, Caspar, Du hast meine Frau gekannt, Du kamst zu ihren Lebzeiten schon in's Haus?“

„Potz Tausend! ob ich sie gekannt habe, das will ich wohl glauben, habe ich denn nicht außerdem, während Du auf der Reise warst, Deinen Garten bebaut und angepflanzt?“

„Nun, Caspar, nicht wahr, meine Frau war eine hübsche Brünette?“

„O! sie war sogar zu hübsch für Dich!“

„Mein lieber Freund, ich stand sehr in ihrer Gunst, ich war ihr Liebling! O, ich weiß wohl, daß mich Manche um mein Glück beneideten, unter andern auch Wilhelm, der Thierarzt, der entsetzlich in sie verliebt war. Er wollte sie mir wegschnappen, als sie noch ledig war, aber ich erhielt den Vorzug und er mußte zurückstehen! Erinnerst Du Dich noch des Thierarztes Wilhelm, der vor ungefähr zwölf Jahren gestorben ist?“

„Ja, ja,“ erwiedert Caspar, sich zu trinken einschenkend; „potz Kukuk, wir haben mehr als eine Flasche mit einander geleert! Er trank tüchtig, jener!“

„Das heißt, er war ein Trunkenbold wie Du, und überdieß ein Leichtfuß, ein Bruder Liederlich! Meine Frau hat oft zu mir gesagt: sie danke dem Himmel, daß sie mich diesem Wilhelm vorgezogen habe.“

„Möglich, möglich," versetzt Caspar, „die Weiber sagen so viel! es kann wohl mitunter etwas Wahres dabei sein. Wo ist denn aber die Marie?"

„Sie wird kommen, sie ist oben beschäftigt."

Bei dem Namen Marie hat Peter rasch den Kopf erhoben und seine Augen strahlen feuriger. Endlich sucht er seine Bewegung zu bemeistern und stammelt: „Logiren heute Nacht Fremde bei Euch, Herr Gobinard?"

„Nein, mein Sohn, nein, es ist Niemand da. Es sind sogar schon ziemlich lange keine Pariser mehr da gewesen. Es wird aber nicht mehr lange anstehen; wir sind jetzt wieder in der schönen Jahreszeit: es werden Besuche zu Madame Stainville kommen, der das schöne Haus bei Vetheuil gehört. Die Dame ist sehr gastfreundlich, reich, hat viele Freunde und wir werden wahrscheinlich auch einige von den dicken Bürgern sehen, die Landsitze in Haute-Ile haben."

„Haute-Ile ist der Ort, an den ich mich zurückgezogen habe," sagt der Schulmeister; denn Haute-Ile und Chantemerle bilden nun zusammen eine Gemeinde. Hier wohnte einst der berühmte Dichter Boileau, der folgende Verse über sein Dörflein machte:

„Ja, Lamoignon, ich flieh' aus dem Gewühl
Der Stadt, zu meinem einzigen Asyl —
Dem Land! Willst Du von meinem Sitz…"

„Wir können, Gott sei Dank, Eure Verse auswendig," schreit Caspar dazwischen; „Ihr habt sie uns wenigstens hundert Mal wiederholt."

„Es gibt Sachen, die man nie oft genug hören kann!“ entgegnet Martineau ärgerlich; darauf sich gegen Johannchen kehrend, welcher müßig ging, führt er ihm die Hand auf dem Papier und sagt: „Nun, Junge, woran denkst Du denn? Schreibe, mein Freund, schreibe, das ist Cursivschrift, welche die Mitte zwischen der englischen und der laufenden Schrift hält. Strecke die Finger ein Bischen mehr, eins, zwei, vorwärts, mache Deine Grundstriche etwas stärker.“'

„Frau von Stainville ist eine reiche, vornehme Dame,“ fährt Gobinard wieder fort; „sie hat auch immer eine Masse Cavaliere, Modeherren und Männer von Rang um sich her. Auf ihren Ausflügen in die Umgegend thun mir die Herren bisweilen die Ehre an, bei mir einzukehren. Vergangenes Jahr war der Graf von ... meiner Treu, sein Name fällt mir nicht ein... da, der hat fürchterlich Champagner getrunken.“

Peter stößt einen tiefen Seufzer aus, Caspar schenkt ihm ein und sagt leise zu ihm: „Was hast Du denn aber heute Abend, Peter? Wenn Du Nummer eins erwischt hättest, könntest Du nicht verdrießlicher sein! Ei, mein Gott! Deine Schöne wird kommen, gedulde Dich ein wenig.“

„Ganz gut, Johannchen, das sind 0, die Deinem Lehrer Ehre machen würden. Kommt, Gobinard, seht einmal diese 0 hier.“

„Wunderschön,“ sagt der Gastwirth, „wenn man solche 0 auf der Rechnung sieht, zahlt man, ohne

lange zu markten. Was halten Sie davon, Herr Martineau, wenn ich mich jetzt an die Zubereitung meines Huhns à la Marengo mache?"

„Ich denke, daß dieses sehr vernünftig wäre. Erinnern Sie sich aber, was ich Ihnen in Betreff desselben gesagt habe."

„Seien Sie ganz beruhigt, Sie sollen zufrieden sein, ich werde mich selbst übertreffen!"

Meister Gobinard eilt, seine baumwollene Mütze auf die Seite setzend, in seine Küche, und Caspar sagt zu Peter: „Für einen Gelehrten hält der Herr Schulmeister Martineau doch gewaltig viel auf gute Bissen!"

Der kleine Schüler schreibt unterdessen fort; nach einer Weile sagt der Lehrer zu ihm: „Es ist gut, ich bin heute Abend zufrieden mit Dir. Zeig' einmal, ob Du Acht gegeben hast, als ich Dich das Federschneiden lehrte. Schneide einmal eine."

Johannchen ergreift keck das Federmesser, legt die Feder auf den Rücken, macht: eins, zwei, schneidet sich in den Finger und spritzt sich ein Federtheilchen in's Auge.

Der kleine Junge fängt fürchterlich zu schreien an, schüttelt den verwundeten Finger und reibt sich mit der andern Hand das Auge aus. In diesem Augenblick geht links die Thüre auf und ein junges Mädchen tritt mit einem Licht in die Stube, wo es bereits zu dunkeln anfing.

Viertes Kapitel.

Marie.

Dieß war ein siebzehn- bis achtzehnjähriges Mädchen, frisch, ohne zu viel Farbe zu haben, voll, ohne zu dick zu sein, das trotz seiner dunkeln Haare doch eine helle Haut hatte.

Es war ein liebliches Gesichtchen, sowohl pikant, als anmuthig, bescheiden und kokett zugleich. Es hatte feine, obwohl unregelmäßige Gesichtszüge, einen kleinen und rosigen Mund, blendend weiße Zähne, ein niedliches Näschen, ein hübsches, rundes Kinn, kleine, schön geformte Ohren, und so große, schwarze, ausdrucksvolle Augen, daß man sie trotz der langen pechschwarzen Wimpern, welche sie beschatteten, nicht leicht sehen konnte, ohne den Wunsch zu empfinden, sie öfter zu sehen.

Die Jungfrau war überdieß von mittlerer Größe, gut gewachsen, hatte reizende Formen, einen kleinen Fuß und ein vorzüglich hübsches Bein. Nach dieser Beschreibung müßt ihr gestehen, daß es ein hübsches Mädchen war, es mochte sonst sein, wer es wollte.

Denn die Schönheit einer Person hängt nicht gerade von der Lage und den Verhältnissen ab; ihr werdet mir vielleicht entgegenhalten, daß schöne Menschen von geringem Stande oft einen gemeinen Ausdruck im Gesichte oder eine unedle Gestalt haben. Es ist aber selten der Fall, daß ein wirklich hübsches Frauenzimmer durch die ihr gespendeten Lobeserhe-

bungen nicht in so weit zur Eitelkeit veranlaßt wird, daß sie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, ihre Haltung und all ihre Manieren verwendet; ihr werdet im Gegentheil weit mehr Plumpheit und Rohheit bei einem häßlichen Mädchen finden als bei einem hübschen.

Wir wollen zu Marien zurückkehren, deren Bild ich euch gezeichnet habe.

Ihre Kleidung war halb ländlich, halb städtisch: sie hatte ein kurzes, weiß und roth gestreiftes Röckchen an, welches von einem Stoffe war, den auch die Damen in der Stadt tragen und den man, glaube ich, Gingham nennt; ein hübsches Mieder, mit schwarzen, auf dem Rücken kreuzweis über einander laufenden Sammtbändern geziert, umschloß die schlanke Taille Mariens; ein schwarzseidenes Schürzchen und ein Häubchen, welches jedoch mehr nach städtischer Sitte war als das übrige Kostüm und mit einer gewissen Koketterie einen Theil ihrer schwarzen Haare bedeckte, vollendete ihren Anzug und schien die Anmuth ihres Gesichtchens noch zu erhöhen.

Kann man sich jetzt noch wundern, daß Peter wahnsinnig in Marie verliebt ist? Peter, der erst zwanzig Jahre alt ist, und dessen Herz zum ersten Mal Liebe empfindet? Es geht ihm nicht wie unsern jungen Leuten, die im zwanzigsten Jahre schon so durch Ausschweifungen entnervt und abgestumpft sind, daß sie sich entleiben müssen, um einen neuen Eindruck auf ihr Gefühl zu machen. Wie sind solche junge Leute zu bedauern, die das Uebermaß des

Genusses für den Genuß selbst, die hieraus erfolgende Erschlaffung für einen unheilbaren Spleen und ihre Sattheit für eine vollkommene Menschenkenntniß halten! Lassen wir sie übrigens Hand an ihr Leben legen und sich tödten: solche Geschöpfe sind kein großer Verlust, und wenn sie berücksichtigen, daß sie sich bei den Zurückbleibenden bloß lächerlich machen und man ihrer nur mit Verachtung gedenken wird, so stecken sie ihre Pistolen schnell wieder in die Taschen.

Peter hatte Marie nicht sehen können, ohne die lebhafteste Leidenschaft für sie zu empfinden: diese Leidenschaft, die er der, welche sie erweckt, noch nicht zu gestehen gewagt hatte, drückte sich, wenn er in Mariens Nähe war, in jeder seiner Handlungen, in jedem seiner Blicke aus; von ihr entfernt schwieg er, wenn man über etwas sprach, was keine Beziehung auf den Gegenstand seiner Zärtlichkeit hatte, aber er wurde aufgeregt und feurig, sobald man Mariens Namen nannte. Seine Gefühle waren auch Niemand unbekannt, es sei denn vielleicht der, die sie einflößte. Merkt es aber ein Weib nicht immer, wenn sie Eindruck auf einen Mann macht? Gewiß, selbst die Unschuldigste, Einfachste überzeugt sich oft, noch ehe sich der Besiegte seine Niederlage gestanden, von der Macht ihrer Reize.

Peter war ein Mann, der wohl Liebe verdiente; alle Mädchen im Orte behaupteten einstimmig, daß er der hübscheste Junge auf vier Stunden im Umkreise sei. Er war auch nicht dumm und recht heiter

und liebenswürdig, ehe er sich verliebt hatte: er war ein recht gutmüthiger Bursche, tanzte gut, war ein gewandter Bogen- und zuverläßiger Flintenschütze — dieß Alles zwar, ehe er sich in Marie verliebte, denn diese Teufelsliebe hatte ihn sehr mißstimmt; dessen ungeachtet war er aber noch immer ein braver Junge, ein tüchtiger Arbeiter und hatte unter der Anleitung des Herrn Schulmeisters Martineau in kurzer Zeit lesen und schreiben gelernt; kurz, Peter war keine zu verschmähende Partie, und viele Mädchen im Dorfe, Jungfer Helene obenan, hätten sich mit Vergnügen von ihm den Hof machen lassen. Warum sollte denn die reizende Marie gleichgültig bei Peters Liebe bleiben?

Warum? warum? ei, mein Gott! ich weiß nicht, in welchem Stücke die Stelle vorkommt: „Frägt die Liebe lange nach Gründen?“ Diese Bemerkung fand ich äußerst richtig und setzte sie deßhalb hierher. Ueberdieß gibt es ja eine Menge Dinge im Leben, von denen man sich auch nicht leicht erklären konnte, warum sie bestehen.

Marie ist kaum in's Zimmer getreten, so eilt sie zu Johannchen hin, der weint und schreit, obgleich der Lehrer in Einem fort sagt: „Du bist selbst Schuld, Kleiner; wenn Du es gemacht hättest, wie ich Dir es gezeigt habe, so wäre Dir das Messer nicht in den Finger gegangen und die Feder nicht in's Auge gespritzt. Bei genauer Befolgung meiner Lehren kann man sich unmöglich verwunden.“

Marie hatte zwar Lafontaine's Fabeln nicht gele-

sen, aber sie hielt es doch für passender, den Kleinen zu unterstützen, als ihm Moral zu predigen.

Sie schaute dem Küchenjungen zuerst in's Auge, und schob mit der Ecke ihrer Schürze sachte das Federtheilchen heraus, dann wickelte sie ihm Leinwand um den verwundeten Finger, und der Kleine fing an zu lachen, rannte in die Küche und rief aus: „Jetzt kann ich wenigstens acht Tage nicht mehr schreiben!“

„Der Schelm!“ sagt Martineau, „nun jubelt er, daß er sich in den Finger geschnitten hat. Es ist sogar möglich, daß er es absichtlich gethan hat. Jetzt muß man aber Ihnen ein Compliment machen, Jungfer Marie: Sie haben den Verwundeten vorzüglich verbunden.“

„Sie gäbe eine gute Krankenwärterin,“ versetzt Caspar, sich einschenkend.

Peter spricht kein Wort, er war aber aufgestanden und nähert sich dem jungen Mädchen, welches ihn dem Anschein nach noch gar nicht bemerkt hatte, allmälig. Nachdem Marie übrigens den Schulmeister und Caspar freundlich begrüßt hat, kehrt sie sich endlich auch gegen Peter und sagt: „Guten Abend, Herr Peter.“

„Guten Abend, Jungfer.“

„Nun! seid Ihr heute bei der Ziehung gewesen?“

„Ja, Jungfer Marie.“

„Müßt Ihr fort?“

„Nein, ich habe eine hohe Nummer gezogen.“

„Um so besser, das freut mich für Euch.“

Diese Worte wurden ganz ohne Wärme und ohne

Entzücken ausgesprochen, sondern einfach in einem Tone, wie wenn man etwa zu Jemand sagt: „Es freut mich, daß Sie wohl sind."

Peter fühlte es, denn ein Verliebter analysirt jede Aeußerung der Geliebten. Ihre Blicke, ihre Bewegungen, ihre geringsten Worte, ihr Stillschweigen sogar geben dem leidenschaftlich Liebenden Stoff zur Beobachtung; deßhalb langweilt sich auch ein Verliebter nie: fern von seiner Geliebten lebt er von Erinnerungen; in ihrer Nähe beobachtet er und bespäht und belauscht, was gleichgültigen Augen entgeht.

Peters Stirne verdüstert sich, er hat den Muth nicht mehr, das Gespräch fortzusetzen. Er läßt sich mit grollender Miene an einen andern Tisch nieder und Marie scheint es nicht zu bemerken, wodurch die üble Laune des Landmanns noch vermehrt wird.

Herr Martineau steckt die Federn und das Federmesser wieder in seinen Sack, das junge Mädchen geht in der Stube auf und ab, säubert und ordnet und trällert bisweilen ein Liedchen vor sich hin: in Allem drückte sich aber Anmuth aus, jede Bewegung Mariens war lieblich, Alles, was sie machte, war besser, als ob es ein Anderes gemacht hätte; vielleicht brachte ihre Schönheit diesen günstigen Eindruck hervor.

Peter, der sich stellt, als ob er zu Boden blicke, ließ das junge Mädchen nicht aus den Augen. Caspar beschäftigte sich bloß mit dem Trinken; als jedoch Marie den Tisch aufräumte, an dem er saß,

schaute er in die Höhe und sagte zu ihr: „Teufel! wie hoffärtig Du bist, Marie! Du hast eine seidene Schürze an! das ist ja prächtig; wer hat Dir sie gegeben?“

Marie verzieht das Gesicht, indem sie sagt: „Der Caspar ist doch ein sonderbarer Mensch! Jetzt findet er es außerordentlich, daß ich eine schwarzseidene Schürze anhabe.“

„Ach, mein Gott! so sind doch sonst die Kellnerinnen nicht angezogen.“

Mariens Wangen färben sich dunkelroth und sie entgegnet unwillig: „Kellnerinnen! ich glaube, man sieht mich hier im Hause nicht wie eine Magd an. Herr Gobinard nennt mich seine Tochter; Ihr sagt mir doch immer Grobheiten, Caspar!“

„Nun, nun, ärgere Dich nicht gleich, Marie; glaube mir, wenn ich so mit Dir spreche, geschieht es aus Interesse für Dich! Ich habe Dich klein genug gesehen, um ungenirt mit Dir reden zu können, es ärgert Dich vielleicht auch, daß ich Dich dutze, aber ich bedaure, dieß ist eine Gewohnheit, die ich nicht so leicht ablegen könnte.“

„Ich habe noch nie geäußert, daß mir dieses unangenehm sei.“

„Das ist ein Glück! aber siehst Du, manchmal thust Du gar zu stolz und machst ein Wesen mit Dir, als ob Du eine Prinzessin wärest. So etwas gefällt mir nicht, man muß immer artig und gefällig sein, sich nach seinem Stande richten, sich zuvorkommend betragen und nicht einen Tag so, den andern Tag so sein, das gehört sich nicht.“

„Aber was hadert Ihr denn mit mir, Caspar? was thue ich denn? was geht es Euch an, wenn ich eine schwarzseidene Schürze anhabe? Ich meine, es sei nichts Unrechtes, wenn man sich nach der Mode anziehe.“

„O, nach der Mode! Potz Tausend! ich habe nicht gewußt, daß die Bäuerinnen sich nach der Mode anziehen müssen. Komm doch, Peter, und trinke.“

„Die Bäuerinnen... die Bäuerinnen... Wahrscheinlich ist Frau von Stainville nicht der Ansicht, daß ich wie eine Bäuerin aussehe, denn sie hat mir diese Schürze gegeben und schenkt mir oft Sachen aus Paris; sie behauptet auch, daß ich mich recht hübsch ausnehmen würde, wenn ich angezogen wäre wie eine Dame. Und die Herren, die oft zu Frau von Stainville kommen und diese Gegend so schön finden, haben zu mir gesagt, daß ich vorzüglich zu einer Frau für die große Welt tauge, oder auch eine sehr ... sehr... wartet doch... eine sehr comfortable... ja, das ist das Wort... (und ich bin überzeugt, es soll so viel heißen wie schöne) Leinwandhändlerin geben würde.“

Peter kann sich nicht länger bemeistern, schlägt zornig mit der Faust auf den Tisch und ruft aus: „O diese Pariser! die sprechen lauter Wahrheit und lügen nie, sie drücken sich auch so fein aus und in Worten, die wir Dörfler nicht verstehen.“

„Ergo!“ versetzt Herr Martineau, der mit der Einpackung seiner Federn fertig ist, „habe ich nicht Unrecht, den Landleuten zu rathen, sie sollen Etwas

lernen, denn dann wären sie im Stande, den Städtern Antwort zu geben und den Gehalt und die Bedeutung ihrer Worte zu würdigen. Studia adolescentiam alunt senectutem oblectant."

„Ach was! wenn Ihr gar chinesisch mit uns sprecht, Vater Martineau, wie sollen wir Euch dann verstehen?"

Peter, der es bereut, daß er seiner Aufwallung freien Lauf gelassen hat, steht auf und geht zu Marien hin, die mit dem Tischdecken beschäftigt ist. Er dreht sich einige Mal um sie herum, ohne etwas zu sprechen, endlich benutzt er einen Augenblick, wo sie an ihm vorübergehen will, hält sie am Kleide zurück und sagt ganz leise zu ihr: „Mamsell Marie, meine vorhin gesprochenen Worte haben Sie nicht beleidigen sollen, denn ich bin sicher der Meinung derer, die sagen: Sie seien hübsch. Wer könnte auch etwas Anderes behaupten? Ha! wenn Einer es wagte, zu bestreiten, daß Sie das hübscheste Mädchen in der ganzen Umgegend seien, so hätte er es mit mir zu thun!"

Das junge Mädchen lächelt, während sie entgegnet: „Ich bin nicht böse, Peter, o ganz gewiß nicht, ich versichere es Euch!"

Sie hat ihn Peter genannt, ohne das Wort Herr vorausgehen zu lassen, und ihn freundlich angelächelt: dieß war mehr, als es bedurfte, den jungen Landmann in Entzücken zu versetzen. Sein Angesicht war bereits nicht mehr dasselbe, seine Augen strahlten vor Feuer, seine Stimme erheiterte sich,

das Glück malte sich in allen seinen Zügen, er schwang seinen Hut in die Luft und rief aus: „Jetzt habe ich Hunger und Durst! ich habe eine glückliche Nummer gezogen! ich gehe nicht fort, wir wollen vergnügt sein! Caspar, ich zahle Dir, was Du willst!“

Caspar hebt bloß den Kopf in die Höhe, um Peter anzuschauen, der in der Stube herumhüpft und Sprünge macht, dann murmelt er vor sich hin: „Es scheint, es weht ein anderer Wind, es ist schön Wetter für seine Liebe.“

Fünftes Kapitel.

Das Nachtessen.

„Zu Tische! zu Tische!“ schreit Meister Gobinard, in die Stube tretend, und hinter ihm folgt Johannchen mit einer großen Platte, deren wohlriechender Dampf den Appetit der Gesellschaft stachelt.

„Recte dicis,“ sagt der Schulmeister, seine Naslöcher so gewaltig aufsperrend, als ob er allein den Wohlgeschmack des Huhnes à la Marengo einathmen wollte.

„Sie müssen Ihr Urtheil über diesen Braten aussprechen,“ sagt der Wirth, „ich habe zwar weder Espagnole, noch Trüffeln daran gethan, weil ich nichts der Art hatte, aber ich denke doch, er werde ziemlich gut schmecken!“

„Nemo dat, qui non habet! Wir werden tüchtig darüber herfallen!“

Damit hat sich Herr Martineau bereits an seinen Platz gesetzt. Der Gastwirth geht zu Peter hin und sagt zu ihm: „Ihr müßt mit uns zu Nacht essen, Peter, der heutige Tag muß ein Festtag für Euch sein, man muß ihn feiern.“

„O recht gern, Herr Gobinard!“ erwiedert der junge Landmann, dessen Stirne von Heiterkeit strahlt, seit ihn Marie mit einem Lächeln beglückt hat; „ich nehme Eure Einladung an, jedoch unter der Bedingung, daß ich eine Flasche von Euerm besten Alten bezahle.“

„Was Ihr wollt, Peter, ich bin der Mann nicht, der so Etwas ausschlägt, kommt, zum Essen!“

Alle haben sich an den Tisch gesetzt, Caspar allein bleibt auf seinem frühern Platze auf der andern Seite der Stube, aber der Wirth dreht sich nach ihm um und ruft aus: „Nun, Caspar, willst Du nicht ein Stückchen mit uns essen?“

„Ach was! ich kann Nichts bezahlen!“

„Wer verlangt denn Etwas von Dir? Fürchtest Du Dich etwa vor der Flasche Alten, womit uns Peter regaliren will?“

„O, vor der Flasche fürchte ich mich nicht.“

„Nun, so komme.“

„Es sei, und ich will so gut essen und trinken, als ob ich Etwas bezahlte; bei Tische bin ich immer frohen Muthes!“

Peter hat sich neben Marie gesetzt. Meister Go-

binard sitzt in der Mitte des Tisches, ihm gegenüber der Schulmeister.

Caspar nimmt unten Platz und Johannchen an seiner Seite, denn in den Gasthäusern auf dem Lande ißt die Herrschaft mit den Dienstleuten; auf den Dörfern findet man noch einige Gleichheit. Allerdings sind die Herrschaften oft so roh und ungebildet als ihre Bedienungen: dadurch kommen die Stände einander näher und werden die Verschiedenheiten ausgeglichen.

Pfannkuchen und Salat wurden mit dem Huhn aufgetragen. Der Lehrer heftete lüsterne Blicke auf die Platten, als er eine Ecke seiner Serviette in sein Knopfloch steckte. Meister Gobinard servirt mit der Selbstgenügsamkeit eines Mannes, der von seinem Verdienst überzeugt ist.

„Vortrefflich! vortrefflich!" sagt Martineau, seinen Teller fast verschlingend.

„Ja, das ist nicht übel fricassirt!" versetzt Caspar.

„Fricassirt!" entgegnet der Gastwirth mit würdevoller Miene, „geh' einmal nach Roche-Guyon und hole mir einen, der es so gut macht wie ich, und das ist doch ein großer Ort, wo viele reiche Leute wohnen und manchmal Pariser hinkommen, um das Schloß zu sehen, welches auf einem Felsen erbaut ist."

„Das ist ein sehr merkwürdiger Punkt," fällt der Schulmeister ein; „auf jenem Felsen hielten sich, der Sage nach, jene kleinen Tyrannen zur Zeit der Lehensbarkeit auf. Der Thurm auf demselben ist

schon sehr alt; er soll, der Tradition zufolge, sogar ein Werk der Römer sein. Ich bitte Sie noch um ein Stückchen von diesem köstlichen Geflügel, Meister Gobinard, es ist vorzüglich! Man weiß aber, wie viel Denkmale des Mittelalters, obgleich unglaubwürdiger Weise, den Römern zugeschrieben werden."

„Potz Kukuk! jetzt kommt er wieder auf seine Römer und sein Mittelalter; da bringt ihn Niemand mehr d'raus," flüsterte Caspar Petern zu, der zu seiner Linken saß. Aber dieser hört nichts und sieht nichts als Marie, deren Knie er mit dem seinigen berührt und die das ihrige nicht zurückgezogen hat. Peter ist nicht mehr auf Erden, er ist im Himmel; die Engel können keine reineren Freuden genießen, als die ersten Gunstbezeugungen der ersten Liebe gewähren.

„Die Verliebten sind taub," denkt Caspar, „sonderbar, ich war nie so dumm!"

„Ei!" beginnt Meister Gobinard, als er den ersten Hunger einigermaßen gestillt hat, „wißt ihr auch, daß Jakob Leroux mit Blanchards Weib im Walde angetroffen worden ist? O! o! der arme Blanchard, er hat ein hübsches Weib haben wollen, jetzt hat er es aber... Die setzt ihm, glaub' ich, Hörner auf!"

„Kann man nicht ganz unschuldig im Walde spazieren gehen?" entgegnet Caspar.

„Ach, warum nicht gar! laßt uns mit Frieden; sein Weib hat ein Paar Augen, die..."

„Alle Weiber haben Augen, aber Ihr, Vater Gobinard, seht überall Hörnerträger."

„Ich habe, Gott sei Dank! so lange meine Frau lebte, wenigstens keinen in meinem Hause gesehen, und ich darf wohl sagen, daß sie auch schön war.“

„La la la, tra la la la, la la la la.“

„Was singst Du da, Caspar?“

„Ach nichts, eine Melodie, die ich in Paris gelernt habe.“

„Um wieder auf das Felsenschloß zu kommen,“ sagt der Lehrer, nachdem er seinen Teller vollständig abgeleert hat, „der erste Grundherr dieses Ortes hieß Hugo, Vicegraf von Mantes. Dieser Hugo stammte aus dem Hause der Grafen von Meulan; er hatte einen Sohn, Namens Hilledoin, welcher den Guyon zeugte, nach welchem die Herrschaft benannt ist. Ich möchte gern ein Stückchen Pfannkuchen essen; Freund Peter, ich bitte Euch um Etwas zu trinken.“

„Man verlangt zu trinken von Dir, Peter,“ sagt Caspar, den jungen Landmann stoßend. Dieser nimmt, aus seiner verliebten Extase erwachend, eilends eine Flasche und füllt das Glas, welches ihm der Schulmeister hinhält, während er zugleich nach dem Pfannkuchen blickt, mit Wasser. Als Herr Martineau aber das Glas an die Lippen brachte, hielt er plötzlich, indem er eine Grimasse schnitt, inne, und Caspar fing hellauf zu lachen an.

„Ihr wollt mich also ersäufen, mein lieber Peter!“ ruft der Lehrer aus, während er den Rest der Flüssigkeit auf den Boden schüttet. „Ich liebe das Wasser sehr, aber es ist mir nicht zuträglich; wenn ich

das Glas ganz ausgetrunken hätte, würde ich mir bedeutend geschadet haben."

„Ach! verzeihen Sie, entschuldigen Sie, Herr Martineau," entgegnet Peter verlegen, „ich dachte... ich bemerkte nicht..."

„Ja, ja, ich verstehe, Ihr habt Euch geirrt, das kann Jedermann passiren. Errare humanum est."

„Um diesen Verstoß gut zu machen," sagt der Gastwirth, „will ich statt einer Flasche Alten zwei holen. Ha! ha! den sollt ihr loben und es euch schmecken lassen!"

Meister Gobinard nimmt ein Licht und entfernt sich. Marie ißt mit gutem Appetit, während Peter, der sich nur mit ihr beschäftigt, seufzt und sie mit Artigkeiten überhäuft. Caspar trinkt und verzehrt seinen Pfannkuchen. Aber der Schulmeister Martineau, welcher nicht eine Spur mehr auf dem Teller hatte und die Platten leer sah, hielt es für passend, das Wort wieder aufzunehmen, und da Niemand als Johannchen geneigt schien, ihn anzuhören, wandte er sich an den Küchenjungen: „Ich sagte Dir vorher, Johannchen, daß Guyon, der Sohn Hilledoins, seinen Namen auf die Herrschaft übertrug, welche ihn seither beibehielt und auch dem Dorfe mittheilte, das um seine Mauern herum gebaut wurde. Damals bestand die herrschaftliche Wohnung nur aus jenem alten Thurme, von welchem ich vorher gesprochen..."

„Aus was?" frägt Johannchen, einen Knochen abnagend.

Der Lehrer fährt fort, ohne auf diese Unterbrechung zu achten: „Einige ansehnlichere Wohnungen wurden mit der Zeit an dem Fuße des Felsens erbaut. Aber in gefährlichen Augenblicken flüchteten sich die Bewohner in den Thurm. Dieser Thurm sicherte Paris vor den Angriffen der Normannen und Engländer: dieß war Roche-Guyon im eilften Jahrhundert. Du wirst begreifen, von welcher Wichtigkeit es damals für die schwachen Monarchen war, die zu jener Zeit in Paris herrschten, getreue Vasallen zu haben."

Johannchen, der gerade den Mund voll hatte, nickte bloß höchst zweifelhaft mit dem Kopfe. Der Lehrer begnügt sich hiermit und fährt fort: „Ich sehe mit Vergnügen, Johannchen, daß Du aus dem, was ich sage, Nutzen ziehst, und weil Du brav bist, will ich Dir die ganze Geschichte Guyons, des ersten Grundherrn von la Roche, der durch seinen eigenen Schwiegervater in seinem Schlosse ermordet wurde, erzählen."

„Nun, das mag hübsch lang dauern," brummte Caspar höhnisch.

„Ich spreche nicht mit Euch," entgegnet würdevoll der Schulmeister, „sondern mit diesem Kinde, welches mich anhört und daraus lernt; merke auf, Johannchen: Guyon oder Guy (Veit) war ein sehr tapferer Ritter, aber er hatte einen verrätherischen, hinterlistigen Schwiegervater. Eines Sonntags Abends nun ging Guy's Schwiegervater mit einer großen Anzahl seiner Leute, die unter ihren Kleidern Pan-

zer anhatten, in eine Kirche, und erwartete dort mit ihnen den Augenblick, wo sie den Herrn von la Roche überfallen könnten. Der arme Guy hatte keine Ahnung davon und legte sich nach seiner Mahlzeit schlafen. Der Schwiegervater benutzte diesen Moment, nähert sich ihm...“

„Ach! diese Geschichte kenne ich; das weiß ich schon!“ schreit Johannchen, Martineau unterbrechend. „Er nähert sich dem schlafenden Herrn und nimmt ihm seine Siebenmeilen-Stiefel. Potz Tausend! das hat man mir schon erzählt.“

„O! o! der glaubt, das sei die Geschichte des kleinen Däumlings,“ ruft Caspar lachend aus, indeß der Lehrer voll Entrüstung, seine Gelehrsamkeit umsonst angewendet zu haben, seinen Stuhl von dem seines Schülers wegrückt und brummt: „Es bleibt dabei, Du taugst nur zum Saucen rühren.“

Die Rückkehr Meister Gobinards und der Anblick der beiden, mit ehrwürdigem Staub bedeckten Flaschen erweckt die gute Laune Aller bald wieder. Der Gastwirth schenkt ein und dieß Mal reicht Peter sein Glas her und nimmt Theil an den Libationen der Tischgenossen. Der Wein ist gut, er macht den Lehrer noch liebevoller, den Wirth geschwätziger, Caspar fröhlicher, Peter kühner nnd Marie selbst scheint zärtlicher zu werden.

Gobinard läßt sich über alle Leute der Umgegend aus: er schont weder die Bäuerinnen, noch die Vornehmen, er macht über die unbedeutendsten Begebenheiten, über das argloseste Wort seine boshaften Bemer-

kungen, und behauptet am Ende, es gäbe im ganzen Kreise kein einziges treues Weib. Während seines Gesprächs trinkt Caspar und der Schulmeister Martineau murmelt Boileau's Epistel vor sich hin. Und was Peter anbetrifft, so sagt dieser, seine Augen nicht von Marie lassend, bisweilen zu derselben: „Wie schön seid Ihr doch, Jungfer Marie! Wie viel Wohlgefallen finde ich an Eurem Gesichtchen."

Und Marie lächelt dazu, denn ein Frauenzimmer darf immer über ein Compliment lächeln, das compromittirt sie nicht, und der, der ihr die Cour macht, darf, wenn er will, Hoffnungen auf dieses Lächeln gründen.

Das Nachtessen hatte auf diese Weise beinahe bis zehn Uhr gedauert, und das ist auf dem Lande schon eine späte Stunde. Da die Flaschen leer sind und man nicht davon spricht. andere zu holen, denkt der Schulmeister Martineau an die Rückkehr in sein Dorf. Herr Gobinard erinnert sich, daß er morgen früb eine Pastete machen muß, und ihm somit nur kurze Zeit zum Schlafen übrig bleibt: er steht auf, die Andern alle auch, man sagt sich gute Nacht und schickt sich an, sein Lager zu erreichen.

Peter hat Marien auch eine gute Nacht gewünscht, und seine bewegte Stimme möchte noch etwas Weiteres zu dem einfachen Abschiede hinzufügen, aber das junge Mädchen hat bereits ihre Kerze ergriffen, Allen adieu gesagt, und geht in ihr Zimmer; man muß sich also entfernen. Caspar reicht dem jungen Mann den Arm, denn Beide wohnen in Vetheuil

und legen den Weg zusammen zurück, während Herr Martineau dagegen seinem bescheidenen Dorfe allein zupilgern muß, aber er tröstet sich, indem er laut seine Lieblingsverse her deklamirt, und lange noch hören Caspar und Peter, obgleich sie einer entgegengesetzten Richtung zugehen, den Lehrer ausrufen:

„Ja, Lamoignon, ich flieh' aus dem Gewühl
Der Stadt u. s. w."

Das Wetter war wunderschön. Obgleich es fast zehn Uhr war, war es noch so warm wie Abends. Man bleibt auf dem Lande nach einem brennend heißen Tage oft lange auf, in der Hoffnung, noch einige Kühlung einathmen zu können. Nicht alle Landleute legen sich mit Sonnenuntergang nieder; besonders Abends läßt es sich gut ausruhen, mit einander schwatzen und im Grase spielen. Wenn es anfängt, dunkel zu werden, unterhalten sich die jungen Mädchen erst gern mit einander, oder machen zusammen aus, welchen Schabernack sie ihren Liebsten anthun wollen.

Vor mehreren Häusern schwatzten und spielten Bauernmädchen noch, einige tanzten im Kreise herum und lachten, hinter einander herspringend, aus vollem Halse.

Peter und Caspar gingen an einer Gruppe Bäuerinnen vorüber, blieben aber nicht stehen, obgleich man ihnen zurief: „Guten Abend, Caspar, guten Abend, Peter!"

Sie antworteten bloß: „Gute Nacht!" und gingen ihres Weges, denn Peter war eben im besten Zuge,

von Marie zu sprechen, und Caspar rieth ihm, ein Ende zu machen und sich zu erklären.

Aber ein Mädchen entfernt sich von der Gruppe, fängt an zu laufen, als ob es verfolgt würde, eilt auf einigen Umwegen über die Straße hinüber, hängt sich an Peter und klammert sich an ihn, wie Jemand, der sich zu fallen fürchtet.

Das ist Jungfer Helene, die den schönen Rekruten erkannt hat, obwohl der Mond nicht recht hell scheint; aber es gibt Leute, die man immer erkennt, selbst wenn man nichts sieht. Ein Vorgefühl sagt Einem, daß sie sich nahen, ehe man sie erblickt.

Helene stößt, während sie nach Peters Arm greift, einen Schrei aus.

„Ach mein Gott! ich bin beinahe gefallen. Potz! Ihr seid es, Herr Peter?“

„Freilich sind wir's,“ entgegnet Caspar, „potz Kukuk! Du weißt wohl, daß wir's sind, wenn Du gleich so verwundert thust und uns absichtlich den Weg verrennst!“

„Die Jakobine ist mir nachgelaufen, ich sprang ihr davon und wäre beinahe gefallen. Springet doch auch ein Bischen mit uns herum, Herr Peter.“

„O nein, heute Abend nicht,“ erwiedert Peter; „es ist spät, ich muß heimgehen.“

„Was treibt Euch denn zur Eile? Euer Oheim sitzt noch im Wirtshaus.“

„Gleichviel! ich muß morgen früh an's Geschäft.“

„Mach, Helene, laß uns mit Frieden,“ sagt Caspar, „Du siehst wohl, daß Peter nicht aufgelegt

ist, mit Euch herum zu springen, laß uns ungeschoren!“

„Rede ich mit Euch?“ entgegnet das junge Mädchen mißmuthig, während sie mit Bedauern Peters Arm losläßt und einige Schritte rückwärts macht, aber nach wenigen Augenblicken stößt sie einen Schrei des Schreckens aus und ruft Peter laut zu Hülfe.

Ihre Töne waren so herzzerreißend, sie schien so sehr ergriffen, daß der junge Landmann schnell seinen Begleiter verließ und zu ihr hineilte.

„Was habt Ihr denn, Jungfer Helene, was ist Euch begegnet?“ frägt Peter das dicke Mädchen, welches an einer Hecke stehen geblieben ist.

„Ach! Herr Peter! ach! ich bin verloren, ach! ich weiß gewiß, daß es eine ist. O! ich spüre sie! o! hier, hier! o! und ich fürchte mich so davor!“

„Vor wem fürchtet Ihr Euch? Was setzt Euch so in Schrecken?“

„Ach! ich habe... o! ja... o! ich habe eine... ich spüre es, wie sie läuft! o! ich bitte Euch, Herr Peter, thut mir sie weg, sonst sterbe ich vor Angst.“

„Was soll ich Euch denn weg thun?“

„Eine Spinne, o! eine große Spinne, die mir in den Rücken hinuntergelaufen ist; o! ich weiß gewiß, daß es eine ist. Schaut, hier, langt sie mit der Hand, greift oben hinunter. O! ich bitte Euch, Herr Peter, thut mir sie weg, langt keck mit der Hand hinunter.“

Obwohl Peter nicht recht begreifen konnte, wie sich eine Spinne unter das Tuch des dicken Mädchens sollte verkrochen haben, wollte er ihr doch die-

sen Dienst nicht abschlagen; sie bietet ihm ihre entblößte Schulter hin und er langt mit der Hand in ihren Rücken hinab. Aber er findet nichts als fleischige, derbe Formen; er wollte seine Hand zurückziehen, aber Helene, die fortwährend vor Angst zu zittern schien, sagte zu ihm: „Suchet doch, lasset nicht nach, ich versichere Euch, es läuft eine Spinne auf meinem Rücken herum, langet nur mit der Hand weiter hinunter und besser vor, genirt Euch nicht."

Dieses Suchen dauert bereits einige Zeit, als Caspar, der sich genähert hat, ausruft: „Höre, Helene, Du hättest es sollen gleich zu Peter sagen, er solle Dich unter den Armen kitzeln, dann hätte man keine solche Umstände gebraucht."

Diese Worte machen der Geschichte ein Ende. Jungfer Helene läuft, Caspar in ihrem Innern verfluchend, davon, und die beiden Landleute gehen, nachdem sie das dicke Mädchen ausgelacht haben, wieder weiter und Jeder in sein Haus.

Sechstes Kapitel.

Eine Liebeserklärung auf dem Lande.

Am folgenden Tage nach dem Nachtessen bei Meister Gobinard fühlt sich Peter, der die ganze Nacht von Marien geträumt hat und noch vor Augen sieht, wie ihm das hübsche Mädchen aus dem Absteighaus zugelächelt und sich am Knie berühren läßt, nicht zum

Arbeiten in seines Oheims Mühle aufgelegt. Er muß Marie wiedersehen, sie sprechen, ihr endlich seine ganze Zärtlichkeit gestehen und ihr seinen Heirathsantrag machen. Schon allzu lange zögert er mit diesem Bekenntnisse; Caspar hat ihm erst gestern wieder gesagt, daß seine Schüchternheit in's Lächerliche gehe. Peter fühlt einen ungewöhnlichen Muth, der gestrige Abend hat ihm überdieß Hoffnung eingeflößt, und er wird in Mariens Nähe nicht mehr zittern.

Der junge Mann lenkt seine Schritte Morgens nach dem Absteighause, aber er beabsichtigt, Marie allein zu treffen, denn man macht nie vor Zeugen eine Liebeserklärung, besonders wenn man noch ein solcher Neuling darin ist. Peter streicht um das Gasthaus herum und sieht seine Geliebte das Speisezimmer aufräumen, wo sie am Vorabend zu Nacht gegessen haben, aber der Wirth ist auch dabei, und außerdem können jeden Augenblick Gäste in's Zimmer treten.

Peter geht nicht hinein, er steht immer auf der Lauer. Endlich geht Marie in den Garten: darauf hatte er seine Hoffnung gegründet. Der Garten hinter dem Hause ist groß und schattig: dort kann man sich wenigstens den Blicken der Neugierigen entziehen. Der junge Landmann schleicht sich durch eine Thüre, die auf das Feld hinaus führt und den Tag über offen ist, auch in den Garten.

Peter tritt sachte vorwärts: er möchte Marie gern überraschen und sich ihr unbemerkt nähern. In der Mitte des Gartens ist eine Lache, oder vielmehr ein See, worin man bisweilen Wäsche wascht. Marie

kniet an dem Rande des Sees und wascht einige bunte Tücher aus. Peter kommt immer näher und beobachtet das junge Mädchen lange, ohne daß dasselbe die Anwesenheit des hübschen Rekruten ahnt.

Aber Peter ruft sich in's Gedächtniß, daß er nicht bloß gekommen ist, um Marie zu sehen, er macht noch ein Paar Schritte — und die Jungfrau stößt einen Schrei aus: „Ach, mein Gott! wie, Ihr seid da, Herr Peter?...“

„Ja, Jungfer Marie, ich beobachte Euch schon lange.“

„Und warum spracht Ihr denn nichts?“

„Warum ... ach, mein Gott! weil ich Euch so viel zu sagen habe.“

„Deßhalb spracht Ihr nichts?“

„Ach, Jungfer Marie, wenn man so viel zu sagen hat, weiß man nicht, womit man anfangen soll.... man wagt nicht, sich auszusprechen, aus Furcht, man möchte sich verwickeln ...“

„Das ist gewiß, daß, wenn man schweigt, man sich nicht verwickelt.“

„Ihr habt Recht, Jungfer!...“

„Mein Gott, wie ist er so dumm!“ denkt Marie, wieder fortwaschend, und doch beurtheilte sie den jungen Mann falsch: Peter war durchaus nicht dumm, er war sogar verständig; aber in diesem Augenblick machte ihn seine Leidenschaft und die Schüchternheit unfähig zum Denken. Da wir es im Leben oft sehen, daß geistreiche Leute, wenn sie verliebt sind, sich nicht zu benehmen wissen, so dürfen wir uns

nicht verwundern, wenn ein einfacher Landmann in diesem Falle aussieht wie ein Dummkopf.

Peter ist ganz bis an das Ufer des Sees zu Marie hinabgegangen und wirft kleine Steine in das Wasser, deren Zurückprallen ihn belustigt. Dieß dauert ungefähr fünf Minuten. Plötzlich spritzt aber eine Masse Wasser in Mariens Gesicht, weil er einen der Steine zu heftig hineingeworfen hat.

„Mein Gott! ... da habt Ihr ... einen hübschen Einfall," ruft das junge Mädchen, sich das Gesicht abwischend, aus.

„Ach, verzeiht, Jungfer Marie ... ich wollte Euch nicht spritzen ... es geschah ohne meine Absicht ... es wird aber wieder trocknen! ..."

„Ja, allein, so lange es nicht trocken ist, bin ich naß. Seid Ihr nur gekommen, um Kieselsteine in unsern See zu werfen?"

„O warum nicht gar! ... da ich Euch doch so viel zu sagen habe ..."

„Nun, so redet doch ... wer hindert Euch denn daran?"

„O, Niemand ... ich selbst hindere mich ... mein Herz ist so ... es ist mir, als müßte ich ersticken ..."

„Habt Ihr zu viel gefrühstückt?"

„Nein, nein, das ist nicht Schuld. O, seit einiger Zeit esse ich sehr wenig ... ich habe keinen Appetit mehr ... kurz, ich bin ... ich bin verliebt, Jungfer Marie ... jetzt wissen Sie, was mich drückt."

„Ah, Ihr seid verliebt? Und in wen denn, Herr Peter?"

„In wen?... Ihr fraget mich, Jungfer Marie, in wen?... mein Gott, könnte es denn in eine Andere sein als in Euch?“

Peter hat diese Worte mit so viel Gefühl ausgesprochen, daß er in diesem Augenblick nicht mehr dumm aussehen konnte, und wenn ihn das junge Mädchen betrachtet hätte, so würde sie der Ausdruck seines Blickes gerührt haben. Aber Marie war gerade eifrigst beschäftigt, nach einem der Tücher zu haschen, welches ihr aus den Händen gegleitet war, und die Furcht, dasselbe zu verlieren, hinderte sie, Peters Gespräch die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken.

Nachdem der junge Landmann seine Liebe gestanden hatte, wartete er mit bangem Herzen auf eine Antwort. Marie, welche ihren Arm bis an die Schulter in den See getaucht hat, zieht endlich ihr Halstuch hervor und ruft aus: „Da ist es!... Gottlob! ... ich hätte es nicht gerne verloren: es ist mein schönstes!... und der See hat in der Mitte eine Vertiefung.“

Der arme Peter bleibt starr vor Betrübniß. Er hat seine Flamme gestanden und man hat ihm nicht einmal ein Wort darauf geantwortet; er weiß gar nicht, was er von Mariens Benehmen denken soll. Er blickt sie an, wagt aber kein Wort mehr hinzuzufügen. Endlich nach mehreren Minuten wendet sich Marie nach ihm um und schlägt ein helles Gelächter auf.

„Ach, mein Gott, Herr Peter, wie seht Ihr so komisch aus!...“

„Komisch!... ich sehe komisch aus... wie, Jung-

ser Marie, ist das Alles, was Ihr mir zu erwiedern habt, wenn ich Euch erkläre, daß ich Euch anbete... daß ich Euch bis zum Wahnsinn liebe, und daß Ihr das einzige Mädchen seid, welches ich heirathen will?"

„Ach, Ihr liebt mich... im Ernst?..."

„Marie!... kann man Euch auf andere Weise lieben? O, ich meine es redlich... ist Euch das nicht genug, Marie, daß ich Euch all Euren Gespielinnen vorziehe und Euch schwöre, daß ich nie eine Andere geliebt habe als Euch?..."

„Mein Gott! Herr Peter, wenn Ihr mich lieben wollt, so ist das Eure Sache... ich kann es nicht hindern!... so machen Einem aber alle junge Bursche Dinge weiß... mich haben schon viele versichert, sie lieben mich!... allein ich habe halt darüber gelacht, und damit war es fertig!"

„O, ich, Marie, ich liebe Euch wirklich, auch ist es meine einzige Hoffnung und mein einziger Wunsch, Euer Gatte zu werden... Erwiedert mir, daß Ihr mich auch liebt, Jungfer Marie, willigt ein, mein Weib zu werden, dann werde ich augenblicklich die Zustimmung meines Oheims nachholen. Er wird es mir, wie ich zum Voraus bestimmt weiß, nicht abschlagen... Herr Gobinard, Euer Adoptiv-Vater, ist Euer einziger Verwandter... er wird es auch nicht ungern sehen, wenn Ihr gut versorgt seid... O, Marie, antwortet mir... nicht wahr, Ihr wollt mein Weib werden?..."

Und Peter, der endlich seiner Schüchternheit Meister wurde, nahm die Hand Mariens und drückte sie

sanft in den seinigen. Allein das Mädchen zieht sie bald zurück und sagt: „Nein, Herr Peter, nein... ich will nicht Euer Weib werden."

Der arme Junge bleibt starr und regungslos; er blickt Marie zitternd an und stammelt mit einer von Schluchzen erstickten Stimme: „Ihr wollt nicht mein Weib werden... ist das möglich?... Wie, Jungfer Marie, Ihr liebt mich nicht?..."

„Ei! Herr Peter, ich bin freundschaftlich gegen Euch gesinnt, wie gegen alle unsere Bekannte... aber ich will Euch nicht heirathen."

„Marie! Marie!... ach, weiset mich nicht zurück ... ich liebe Euch so sehr! wer soll Euch denn glücklicher machen als ich?... wer liebt Euch so wie ich? Nicht wahr, Marie, Ihr sagt das nur, um mich zu ärgern? Ihr liebt ja keinen Andern!... also wollt Ihr auch mein Weib werden."

„Was ist das für verrücktes Zeug!... Wenn ich keinen Andern liebe, so ist das noch kein Grund, daß ich Euch lieben und Euch zum Mann will. Noch einmal, ich will Euch nicht heirathen... Ich habe durchaus keine Lust, mich auf dem Lande zu heirathen und mein ganzes Leben in einem Dorfe zuzubringen!... Ich will in die Stadt... Man hat mir gesagt, ich sei ganz geschaffen, um dort zu glänzen."

„Ach, Marie! Ihr redet da abscheuliche Dinge. Wer Euch das sagte, hat seinen Spott mit Euch getrieben."

„Warum denn? Haben denn nicht viele Mädchen vom Lande in Paris ihr Glück gemacht?"

„Ja, auf Kosten ihrer Tugend und Rechtschaffenheit... Habt Ihr das auch im Sinn?“

„O, ich glaube, daß man ganz gut in der Stadt sein und doch rechtschaffen sein kann! Ich bin nicht so dumm, daß ich mich mit schönen Worten fangen lasse? Mein Gott! man stellt uns da Wunder was unter diesem Paris vor. Wenn man Euch hört, könnte man glauben, es sei eine Höhle... man könne nicht zwei Schritte vorwärts machen, ohne in eine Falle zu gerathen. Ihr saget das! Diejenigen, die aber in Paris gewesen sind, sagen im Gegentheil, es sei ein recht hübscher Ort, wo man von Morgens bis Abends, und sogar während der Nacht Unterhaltung habe.“

Der arme Peter ist zu Grunde gerichtet; er hat das junge Mädchen angehört, ohne sie zu unterbrechen, seine Augen sind auf die ihrigen geheftet, er hat keines ihrer Worte verloren, denn er möchte in das Innere Mariens blicken können, wie in ihr Gesicht. Endlich, nachdem sie ausgesprochen hat, nähert sich ihr Peter und sagt mit feuchtem Auge, mit zitternder Stimme und flehendem Tone zu ihr: „O das Alles ist nicht wahr... das Alles kann nicht möglich sein... Es wäre zu schrecklich, mich nicht zu lieben und meine Hand auszuschlagen, nachdem man die Hoffnung in mir erweckte, daß meine Liebe erwiedert werde.“

„Wie, Herr Peter, habe ich Euch je ein Wort gesagt? habe ich Euch je ein Versprechen gegeben? ... Ei, das ist nicht recht, so Etwas zu behaupten.“

„Worte... Versprechen... nein, Jungfer Marie, das habt Ihr mir allerdings nicht gegeben, das könnte ich nicht mit Recht behaupten. Gibt es aber in der Liebe nicht tausend Sachen, welche die Worte ersetzen? Können sich ein Mädchen und ein Bursche nicht auf hunderterlei Weise verstehen? Erst gestern, gestern Abend noch, Jungfer Marie, habt Ihr mir, als ich Euch zärtlich anblickte, zugelächelt, wie es wahrhaftig nur ein Mädchen thut, das einen Mann um den Verstand bringen will... und als ich seufzte, sahet Ihr aus, wie wenn es Euch lieb wäre... und beim Nachtessen hatte ich mein Knie dicht bei dem Eurigen, und Ihr stießet das meinige nicht zurück; dann habe ich Euch zu wiederholten Malen die Hand gedrückt und Ihr ließet es geschehen. Sind das nicht Alles Beweise der Liebe? wiegt das nicht Worte und Versprechen auf? Ach, Jungfer Marie, es ist recht häßlich von Euch, so mit den Leuten zu spielen, und Ihr wißt nicht... o, Ihr werdet es nie erfahren, wie viel Leid Ihr mir dadurch zugefügt habt."

Marie gibt keine Antwort, sondern wäscht fort. Einige Minuten verstreichen noch, während welchen Peter an seinem Platz verharrt, mit Gewalt das Schluchzen unterdrückt und immer hofft, das junge Mädchen werde ihm antworten, oder wenigstens den Blick nach ihm umwenden.

Des Wartens müde, macht Peter einige Schritte um den See herum, kehrt dann wieder zu Marien zurück und frägt sie mit festem Tone und entschlossener Miene: „Marie, ist es wirklich Euer unabän-

derlicher Entschluß... Ihr wollt also mein Weib nicht werden?"

„Ei, nein, nein! ich will nicht; wie oft muß ich es Euch denn sagen?"

„Gut! O glaubt nicht, daß ich Euch ferner mit meiner Liebe und meinen Seufzern beschwerlich falle ... nein, nein! O, ich habe das Herz am rechten Fleck, und da Ihr mich nicht wollt, Jungfer, so weiß ich, was ich zu thun habe. Lebet wohl!"

Peter hat diese Worte in einem so energischen, ergreifenden und wahren Tone ausgesprochen, daß Marie ganz bestürzt darüber ist: sie hebt langsam den Kopf in die Höhe und ist vielleicht im Begriff, einige ermuthigende Worte an ihn zu richten, aber der junge Landmann ist schon weit entfernt, er hat den Garten verlassen und eilt mit großen Schritten davon.

Siebentes Kapitel.

Große Gesellschaft. — Ein Abschied.

Zwei Tage waren seit jener Unterredung verflossen, und Peter hatte sich nicht wieder im Absteighaus sehen lassen. Dachte Marie an ihn? wünschte sie seine Rückkehr?... Wer könnte die Wahrheit errathen? wer wissen, was ein Weib denkt, da dieses sich selbst oft nicht recht klar ist?

Es war um die Mitte des Tages. Plötzlich hört man das Gerassel eines Wagens; er kömmt von der Richtung von Paris her. Die Bewohner des Gast-

hofes stehen schon neugierig unter der Hausthüre: eine elegante Chaise nähert sich dem Absteighaus.

„Es ist das Gefährt der Frau von Stainville!" ruft in einer Weile Meister Gobinard aus, „sie ist es mit Gesellschaft!"

„Ach, welches Vergnügen!" schreit Marie, „jetzt kehren Pariser bei uns ein!"

Die Chaise fährt heran und hält in der That vor dem Gasthause, dessen Bewohner sich beeifern, die Reisenden zu empfangen.

Die erste Person, welche aussteigt, ist ein junger Mann im Sammt-Oberrocke, neuen Beinkleidern, grauem Hute und lockigen, sorgfältig gekämmten Haaren; er hat ein ziemlich regelmäßiges Gesicht, hübsche Züge, allein es malt sich ein Ausdruck von Anmaßung und Affektation in denselben, welche immer auf Geistesarmuth schließen lassen.

Dieß ist Herr Daulay, ein junger achtundzwanzigjähriger Mann, der für einen Edelmann gelten möchte, weil sein Vater früher Generalpächter war und sein Vermögen mit Schauspielerinnen vergeudete, welches zwar allerdings eine sehr vornehme Lebensweise gewesen, in Folge deren er jedoch dem jungen Daulay nur ein sehr mäßiges Erbtheil hinterließ, das dieser in kurzer Zeit aufzehrte, weil er den Marquis spielen und nur mit Leuten von höherem Range umgehen wollte. Als Herr Daulay am Ende nichts mehr als Schulden hatte und doch dem noblen Leben, an das er gewöhnt, nicht entsagen wollte, sann er auf ein Mittel, auch fernerhin, ohne der Amphitryon

irgend Jemandes zu sein, Zutritt in die vornehmen oder wenigstens reichen Gesellschaften zu erhalten. Zu diesem Zwecke machte er nun älteren Damen, die es noch gerne haben, daß einige junge Leute um sie herum flattern, den Hof. Er brachte seine Huldigungen natürlich nur reichen Damen dar. Daulay gab sich zum Cicisbeo aller reichen Rentnerinnen her; er war stets gefällig und dienstwillig, trug zuweilen den Hund der Frau Gräfin und spielte mit der Katze der Frau Baronin; brauchte man einen Cavalier, um in ein Concert oder eine Abendgesellschaft zu gehen, so war Daulay stets bereit, stets den Wünschen der Damen gehorsam; er besorgte wichtige Commissionen und schlichtete schwierige Angelegenheiten. Zum Lohn für seine Gefälligkeit bat man ihn aber auch bei der Wahl eines Stoffes, wegen der Form eines Hutes und bei der Façon eines Kleides um einen Rath, und nahm ihn endlich, was die Hauptsache ist, Sommers mit auf's Land und ließ ihn Winters bei keiner Gesellschaft fehlen.

Dieß war die Rolle, welche Herr Daulay bei Madame Stainville spielte. Diese Dame war Wittwe, achtunddreißig Jahre alt, hatte zwanzigtausend Livres Renten und überdieß einen hübschen Landsitz in der Gegend von Roche-Guyon.

Frau von Stainville war früher sehr hübsch und sehr verliebt gewesen; so hübsch war sie jetzt nicht mehr, aber immer noch gleich verliebt. Es ist grausam für eine Frau, nachdem sie bewundert, angebetet und in den Himmel gehoben worden, nur

noch geehrt zu werden; es ist für eine eitle Frau ein fürchterlicher Uebergang von der Liebe zur kalten Vernunft, von den allmälig immer seltener werdenden zärtlichen, leidenschaftlichen Blicken, deren Stelle zuletzt eine ruhige, besonnene, gleichgültige Verehrung einnimmt. Das Herz eines Weibes muß immer mit Etwas beschäftigt sein: wenn nun die Mutterliebe eine andere nicht ersetzt, wie soll man dann leben, Athem holen und seinen Herzschlag empfinden?

Es gibt Frauenzimmer, die nie altern wollen; dieses ist ein Entschluß wie ein anderer. Es gehört sogar ein gewisser Muth dazu, unaufhörlich gegen die Angriffe der Zeit zu kämpfen. Gewöhnlich kennen die Frauenzimmer, um nicht alt zu werden, nur ein Mittel, nämlich immer zu lieben; wie könnt ihr verlangen, daß man sich für alt halte, wenn man noch eine Leidenschaft im Herzen fühlt? Reiche Damen können sich solche Einfälle erlauben: sie finden immer ein gefälliges Geschöpf, welches ihre Liebesblicke erwiedert, nur arme müssen sich davor fürchten; auch Frauen, die in ihrer Jugend sehr bewundert wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer Eroberungen berühmt waren, werden noch lange bloß ihres Rufes wegen geliebt.

Frau von Stainville hat das Bestreben des Herrn Daulay günstig aufgenommen: er ist ihr Ritter, ihr Begleiter; die Welt behauptet sogar, er sei noch etwas mehr, und der junge Mann habe alle Vortheile errungen, wonach er gestrebt; dieß sind jedoch nur Vermuthungen: die gebildeten Leute benehmen

sich gar vorsichtig und machen nie einen Verstoß gegen die Schicklichkeit; auch hat Frau von Stainville ein vortreffliches Mittel ausgedacht, die Verleumdung in Verlegenheit zu setzen: sie hatte nämlich immer mehrere Cavaliere um sich, weßhalb weit weniger darüber gesprochen wurde, als wenn sie nur einen einzigen in ihrer Nähe gehabt hätte; man mußte schon sehr genau mit ihr bekannt sein, um unterscheiden zu können, welchem sie den Vorzug gab.

Die zweite Person, die aus dem Wagen steigt, ist ein Mann von ungefähr gleichem Alter mit Daulay. Es ist auch ein Fashionable und ein hübscher Junge; man braucht ihn aber nicht lange zu sehen, um zu gewahren, daß zwischen ihm und Daulay eine große Gemüths- und Charakter-Verschiedenheit besteht.

Dieser ist zwar auch elegant gekleidet, aber nichts Geziertes, Steifes hindert sein leichtes, ungezwungenes, unternehmendes Wesen; in all seinen Bewegungen, seinen Manieren und in seinem Gespräche äußert sich eine Sicherheit, eine Anmuth und eine gewisse Nachläßigkeit, die sich sehr von der Anmaßung und dem erkünstelten Wesen Daulay's auszeichneten. Er hat dunkle Haare, eine hohe Stirne und eine etwas braune Gesichtsfarbe; seine großen schwarzen Augen haben einen kühnen, aber dabei doch milden, spöttischen und heitern Ausdruck; seine Züge sind edel, seine Stirne sieht geistreich aus, und die Unordnung seiner Frisur beweist, daß er nicht viel Zeit vor dem Spiegel zubringt. Dieser junge Mann ist der Graf von

Aubigny, den die Welt einen Roué, einen Leichtfuß nennt, weil er nie seine Leidenschaften verheimlicht, noch seine Fehler zu beschönigen gesucht hat. Ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts, ein Lebemann, der das Spiel, die Pferde, die Jagd, kurz das Vergnügen liebt und es bisweilen im Genusse übertreibt, so war Alfred von Aubigny, der ein schönes Vermögen besaß, welches er trotz seiner Thorheiten vernünftig genug war, nicht zu verschwenden.

Eine dritte Person steigt nach ihm aus: dieser Herr hüpft aber nicht so leicht auf den Boden wie die beiden erstern: sein Fuß sucht vorher lange einen Stützpunkt, und erst nachdem er diesen gefunden, entschließt sich der übrige Körper, dem Boden sich anvertrauen.

Ihr habt bereits errathen, daß der dritte kein junger Mann war. Herr Bellepêche, so heißt derselbe, ist in der That ungefähr ein Fünfziger. Er ist groß, dick, schwerfällig und scheint sich nur mit Mühe bewegen zu können. Ein sehr sorgfältiger Anzug, eine ausgezeichnet hübsche dunkelbraune Perrücke und aschgraue, damhirschlederne Schuhe zeigen einen Mann an, der sehr viel auf sein Aeußeres hält. Ein ziemlich rothes Gesicht, große, helle Augen, eine aufgestülpte Nase, ein dummer Mund und ein rabenschwarz gefärbter Backenbart bringen Einem keinen vortheilhaften Begriff von den Fähigkeiten dieser Person bei, und auch wenn man sie sprechen hört, gewinnt man keine andere Meinung von ihr, obgleich Herr Bellepêche, seit er eine Reise in die Schweiz gemacht hat

das Gespräch fortwährend auf diesen Gegenstand lenkt, um zu beweisen, daß er Vortheil und Nutzen daraus gezogen hat. Der Herr ist übrigens Junggeselle und hat ein sehr mäßiges Einkommen, aber zur Zeit seiner Jugend hat man ihn so oft versichert, er sei ein hübscher Mann, daß er stets überzeugt ist, er werde durch eine reiche Frau, die sich in ihn verliebe, sein Glück machen.

Die Herren sind ausgestiegen. Während der Graf von Aubigny bereits in's Wirthshaus hineingeht, bleiben Daulay und Bellepêche bei dem Wagen, um Frau von Stainville beim Aussteigen behülflich zu sein. Ihr wißt schon, daß diese Frau achtunddreißig Jahre alt und sehr hübsch gewesen ist; denkt euch dazu, daß sie immer höchst geschmackvoll gekleidet ist, eine elegante Gestalt und angenehme Manieren hat, und wundert euch also nicht, daß diese Dame beständig von Cavalieren umgeben ist. Die Eleganz übt (wie ich vorhin erst gesagt) lange ihre Macht aus: einer Modedame schmeichelt man noch ihres Rufes wegen, wenn ihre Schönheit bereits nur noch Kunst ist; man will von ihr ausgezeichnet werden, weil ihr Urtheil lange auf die Menge gewirkt hat! kurz, sie gleicht einer seltenen, aber abgeblühten Blume, von welcher man ein Samenkorn zu erhalten wünscht.

„Potz Kukuk! vorwärts, Herr Gastwirth, eine Flasche von Ihrem Besten... Champagner, wenn Sie haben... und lassen Sie den Herd einfeuern, um uns ein Frühstück zuzubereiten... ich habe einen wah-

ren Weidmannshunger... Ei! da ist ja das hübsche Mädchen vom vergangenen Jahre, ich erkenne sie wieder... sie ist, meiner Treu, noch schöner geworden..."

So sprach der Graf von Aubigny, in die Wirthsstube tretend, zu Marien. Diese erröthet vor Freuden, macht einen kleinen Knix und flüstert: „Sie sind allzu gütig, gnädiger Herr!"

Herr Gobinard weiß nicht mehr, wo ihm der Kopf steht: er eilt von dem Grafen zum Wagen und läuft wieder in die Stube hinein, stäubt mit seiner Serviette den Tisch ab und ruft aus: „Herr Graf, ich erinnere mich allerdings, daß... ich habe die Ehre, dem Herrn Grafen von... von... mein Gott! ich weiß den Namen des Herrn Grafen nicht mehr."

„Das ist gleichgültig, Meister Gobinard, kümmern Sie sich lieber um unser Frühstück... oder Mittagessen... der Name thut nichts zur Sache; auf dem Lande ißt man eben, wenn man Hunger hat."

„Ach, welche erstickende Hitze!... hier kehren wir also ein!" sagt Daulay, in die Wirthsstube tretend. Ihm folgt Frau von Stainville an der Hand des Herrn Bellepêche.

„Guten Tag, liebe Leute!" spricht die elegante Pariserin, alle Bewohner des Gasthauses freundlich begrüßend. „Nun, wie steht's in Vetheuil... gehen Handel und Gewerbe gut... sind Sie immer zufrieden, Herr Gobinard?"

„Die Frau Gräfin sind sehr gütig... ich beklage

mich gerade nicht ... man kann zwar nichts vor sich schaffen, aber man bringt sich ehrlich durch!"

„Ach, da ist ja meine hübsche Marie! komm, küsse mich, meine Holde ... welch reizendes Mädchen! ... Ich habe in einer meiner Schachteln Etwas für Dich ... ein Häubchen, worin Du noch verführerischer aussehen wirst."

„O, die Frau Gräfin sind wirklich allzu gütig, an mich zu denken!" sagt Marie, sich verbeugend und die Augen niederschlagend.

„Ja," ruft Meister Gobinard aus, indem er seine baumwollene Mütze um die Finger wickelt, „ja, die Frau Gräfin ist viel, viel zu gütig."

„Verheirathen Sie das hübsche Kind nicht, Herr Gobinard? Ich wette, es fehlt ihr nicht an Freiern."

„O, gnädige Frau, Sie sind allerdings viel zu ... Nein, es fehlt nicht ... Marie hat aber keine Lust, so bald zu heirathen."

„Sie hat sehr recht!" sagt Aubigny, sich auf einen Stuhl werfend. „Welcher Einfall, ein hübsches Mädchen zu verheirathen, sobald sie zu gefallen anfängt! Lassen Sie sie vorher die glückliche Zeit ihrer Jugend ein wenig genießen, ehe Sie sie in den Ehestand mit einem plumpen Bauern begraben, der ihr gleich einen Haufen Kinder hersetzt, die sie säugen, anziehen und waschen muß. Das arme junge Weib! ... Da soll Eine hübsch bleiben, wenn sie ihre Küche besorgen und ihre Kinder aufziehen muß! Der Ehestand ist, auf den Dörfern wenigstens, das Grab der Schönheit."

„Ach, Herr Graf! was sagen Sie da!“ fällt Herr Bellepêche ein, sich das Gesicht mit dem Taschentuch abwischend.

„Meiner Treu, ich sage, was ich denke... das ist so meine Gewohnheit...“

„Und die Sitten... die Grundsätze... die...“

„Ach, wie lustig kommt mir dieser alte Junggeselle vor, der immer das Lob des Ehestandes singt ... warum haben Sie denn nicht selbst Gebrauch von der Sache gemacht, wenn Sie dieselbe für so vorzüglich halten?“

Herr Bellepêche, der das Gesicht bedeutend verdreht hat, als er sich alter Junggeselle nennen hörte, zieht die Enden seines Kragens in die Höhe und entgegnet: „Herr Graf, es scheint, als ob ich noch Zeit genug dazu hätte... ein Mann ist kein Frauenzimmer... und überdieß habe ich Bemerkungen über den Ehestand gemacht, die von hoher Wichtigkeit sind... und...“

„Und... in diesem Augenblick, mein lieber Herr Bellepêche, scheint es mir weit vernünftiger, wir kümmern uns um das Mittagessen; als um Ihre Ansicht über den Ehestand... Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Frau von Stainville?“

„Ich!... ei mein Gott, Aubigny, Sie wissen wohl, daß ich mich jederzeit nach den Andern richte.“

„Wie! wir wollen in der That hier zu Mittag essen?“ frägt Daulay, mit Verachtung in der großen Stube des Absteighauses herumblickend.

„Der Graf wünscht es," entgegnet Frau von Stainville.

„Und ich glaube, daß ich nicht Unrecht habe. Seit unserer Abreise von Paris haben wir nichts zu uns genommen ... und wir fahren schon ziemlich lange. Der Frau Gräfin Haus ist noch eine gute Stunde von hier entfernt. Finden wir dann, wenn wir dort ankommen, eine fertige Mahlzeit? Kein Gedanke! Wir werden von einem alten Gärtner empfangen, der uns einen Blumenstrauß überreicht, und von seinem Weibe, welches uns vielleicht mit Kirschen aufwartet ... glauben Sie, daß uns dieses zur gehörigen Erquickung diene? Die Kammerfrau und der Kutscher werden dann für ein Essen sorgen müssen, bis diese aber Etwas zu Stande gebracht haben, sterben wir Hungers. Daher hielt ich es für weit besser, hier Halt zu machen und einzukehren, damit wir gestärkt genug sind, das Fernere in dem Hause der Frau von Stainville abzuwarten."

„Ich bin auch der Ansicht des Herrn Grafen," sagt Herr Bellepêche, „der Gedanke ist ganz vernünftig! Ich erinnere mich, daß ich, als ich in der Schweiz reiste, auch ein vorläufiges Mahl einnehmen wollte: es war auf dem Gipfel eines Berges ... des ... kurz, eines außerordentlich hohen Berges ... ich ging in eine Käsehütte hinein. Die Käsehütten sind sehr sonderbar gebaut; dort macht man Käse aus Kräutern ... ich glaube aus Heilkräutern, die man beim Botanisiren pflückt ... es gibt sehr kräftige Heilkräuter! ..."

„Vorwärts, Meister Gobinard, an Ihren Herd, sorgen Sie uns für etwas recht Gutes," sagt der Graf, den Wirth auf die Schulter klopfend und Herrn Bellepêche mitten in seiner Rede unterbrechend, „jetzt können Sie uns Ihre Kunst beweisen."

„Ich hoffe, Herr Graf, daß... Johannchen, folge mir... rufe die dicke Catharine herbei, es ist mir nicht genug, wenn Du mir allein hilfst. Du, Marie, bleibst hier, falls die gnädige Frau und die Herren Etwas zu befehlen hätten."

Marie wünscht sich nichts Besseres, als in der Nähe der vornehmen Pariser zu verweilen, denn die Herren sagen ihr, sie sei hübsch. Frau von Stainville läßt sich herab, sie bisweilen auf die Wange zu klopfen und die geringste Gunstbezeugung, das unbedeutendste Compliment dieser adelichen Leute macht dem Mädchen mehr Freude als das größte Lob ihrer Gefährten und die ehrlichen, ungeschmückten Worte der Landleute.

Während sich Marie um Frau von Stainville herum bemüht, welche sich auf den einzigen Lehnstuhl gesetzt hat, der in der Stube zu sehen ist, wischt sich Herr Bellepêche fortwährend das Gesicht ab, beobachtet der Graf von Aubigny lächelnd alle Bewegungen des jungen Mädchens, und bleibt Herr Daulay, welcher der Länge und der Quere nach in der Stube auf und ab spaziert ist, endlich vor Frau von Stainville stehen.

„Es ist doch wirklich komisch, in einem solchen Gasthaus zu essen! Weil es auf dem Lande ist und

Sie so hungrig sind, will ich es zwar gelten lassen, aber, ich fürchte, daß wir hier nicht viel Gutes bekommen werden."

„Ist dieß Ihre größte Sorge?" frägt der Graf lächelnd.

„Ich versichere Sie, nicht meinetwegen, sondern wegen Frau von Stainville, deren zarte Gesundheit nicht jede Küche ertragen kann."

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Daulay," sagt die Dame, sich zierend, „Sie haben eine allzu schlechte Meinung von diesem Hause. Der Wirth war, glaub' ich, Haushofmeister bei einem Minister und ist nicht so ungeschickt, als Sie glauben: man läßt ihn in alle Häuser der Umgegend holen, wenn man Gäste bei Tische zu bewirthen hat."

„Das ist etwas Anderes, ich bin übrigens leicht zufrieden zu stellen, ich esse so wenig!"

„Es geht Ihnen wie mir," versetzt Bellepêche; „man könnte glauben, weil ich groß und gehörig proportionirt sei, müsse ich viel essen, allein das ist durchaus nicht der Fall, ich nehme sehr wenig zu mir, dagegen liegt mir mehr an der Güte einer Speise und ich lasse mir zu Hause nur ausgezeichnete Gerichte..."

„Ei! meine kleine Marie," frägt Frau von Stainville, das junge Mädchen bei der Hand nehmend, „hat seit dem verflossenen Jahre noch keine Veränderung Deiner Lage stattgefunden. Hast Du noch nichts in Betreff Deiner Eltern erfahren?"

„O nein, gnädige Frau, ich habe noch nichts Wei-

teres gehört!“ entgegnet Marie mit einem Seufzer. Dann rief sie nach einer Weile, als ob sie nicht mehr an das eben Gesagte denke, aus: „Frau Gräfin, ich will in den Garten gehen, um Ihnen einen Blumenstrauß zu pflücken!“

„Geh’, geh’, mein Kind.“

Marie hat die Stube verlassen, und der Graf, der ihr mit den Blicken folgt, sagt nun: „Was bedeutet die Frage, welche Sie eben an das junge Mädchen gerichtet haben? Ist ihre Geburt ein Geheimniß?“

„Allerdings! die kleine Marie ist ein Findelkind, welches Gobinards Frau einst aufnahm und dessen Eltern man nie gekannt hat. So habe ich wenigstens sagen hören.“

„Sie wird irgend ein Kind der Liebe sein!“ versetzt Daulay.

„Ja,“ sagt Bellepêche, seine Schuhe abstäubend, „irgend eine gesetzwidrige Frucht eines unerlaubten Verhältnisses. Irgend eine Magd wird ihre Schwangerschaft vor ihrer Herrschaft verheimlicht haben, wie dieß so oft der Fall ist! Die Sitten sind gar zu sehr entartet, dann setzt man sein Kind aus und überläßt es der öffentlichen Barmherzigkeit. Wenn ich Ortsvorsteher wäre, ließ ich sie Alle durchpeitschen!“

„Wen ließen Sie durchpeitschen?“ fragte der Graf.

„Die Mädchen, welche außereheliche Kinder zeugten.“

„Teufel! Das wäre kein Vortheil für die Ver-

mehrung der Bevölkerung. Aber, ich glaube, Sie würden sich darauf beschränken, sie selber durchzupeitschen; ha! ha! ha!"

„Aubigny, Sie fangen wieder Ihre Tollheiten an."

„Parbleu! schöne Dame, wir sind auf dem Lande, ich hoffe, daß man hier ein wenig scherzen darf, und Herr Bellepêche bringt mich stets zum Lachen, wenn er sich so streng sittlich stellt."

„Herr Graf, ich verstelle mich nicht, ich habe Grundsätze, die sogar sehr tief eingewurzelt sind."

„Ich weiß nicht, was Sie für Grundsätze haben, aber ich gestehe Ihnen, lieber Herr Bellepêche, daß ich nicht viel Glauben an die Tugend und Rechtschaffenheit von Leuten habe, die ein einziges schlüpfriges Wort verletzt und die sich immer als ein Muster von sittlichem Betragen darstellen wollen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß hinter diesen schamhaften Mienen und diesem strengen Wesen oft der größte Hang zum Leichtsinn und sogar die schändlichsten Laster verborgen sind."

„Herr Graf!..."

„O! ich sage dieses nicht, um Sie zu beleidigen, denn ich weiß, daß Sie nur eine sehr zu entschuldigende Neigung haben. Ich sah Sie mehrmals Abends in Paris kleinen Grisetten nachschleichen, die von ihrem Geschäfte zurückkehrten; das ist aber durchaus nichts Unrechtes."

„Herr Graf, das war ich nicht, Sie haben sich getäuscht, ich bin nie Grisetten nachgegangen!"

„Aber ich schon manchen, und hoffe es auch noch ferner zu thun. Kehren wir jedoch zu Marien zurück. Wissen Sie auch, meine Herren, daß dieses das Mädchen noch weit interessanter macht: ein junges, sehr hübsches Kind, welches seine Eltern nicht kennt; diese Kleine ist ja die Heldin eines Romans!"

„Ich sagte Ihnen bereits, was sie ist," versetzt Herr Bellepêche, „ich wette, ich habe es errathen, sie ist das Kind irgend einer Magd, die von ihrem Liebhaber betrogen wurde, weil er sich nicht zur Vaterschaft bekannt hat."

„Meiner Treu," fällt Daulay ein, „ich sehe nichts Außerordentliches an all' Diesem und ich versichere Sie, daß es mir höchst gleichgültig ist, ob Marie ihre Familie kennt oder nicht!"

Eben als Daulay seine Worte beendigt, kehrt das junge Mädchen mit einem großen Blumenstrauß in der Hand zurück. In dem Eifer, womit sie die Blumen gepflückt, hatte sich der Glanz ihrer ohnehin blühenden Gesichtsfarbe noch vermehrt, und ihre Lieblichkeit mußte Jedem angenehm in's Auge fallen.

Herr Bellepêche nickt mit dem Kopfe, während er sagt: „Ein frisches Blut, eine herrliche Gesundheit!"

Der Graf singt halblaut: „Die schöne Sünde! die schöne Liebessünde!"

Herr Daulay endlich, der einen Blick auf Marie geworfen hat, geruht sogar zu murmeln: „Sie ist in der That hübsch."

Marie überreicht das Bouquett Frau von Stain-

ville, welche es nimmt, das junge Mädchen küßt und zu ihr sagt: „Ich habe köstliche Stoffe aus Paris mitgebracht, ich werde Dir ein Kleid schenken, worin Du alle Deine Gespielinnen überstrahlen sollst.“

„Ach! gnädige Frau, wie gütig sind Sie!“

„So verdirbt man diese Landmädchen!“ brummt Bellepêche vor sich hin; „Frau von Stainville ist zu freigebig.“

„Dieser Vorwurf kann Ihnen nicht gemacht werden, alter Junge!“ sagt der Graf, Herrn Bellepêche auf die Schulter klopfend; „ich glaube, Sie haben Ihr Leben lang den Damen nicht mehr angeboten als eine Prise Tabak, und zwar nur solchen, die nicht schnupften.“

„Weil ich es nicht nöthig hatte, Herr Graf, mir die Zuneigung derselben durch Geschenke zu erwerben.“

„Vortrefflich geantwortet, aber seien Sie überzeugt, mein Lieber, daß es nichts geschadet hätte. Die Freigebigkeit gehört zur Galanterie; ein sparsamer Liebhaber hat zu viel Aehnlichkeit mit einem Ehemann, und das mißfällt den Weibern. Sagen Sie mir, schöne Marie, deckt man auch den Tisch für uns?“

„Ach! mein Gott, Herr Graf, Sie haben Recht, ich dachte gar nicht daran. Wo will die Frau Gräfin speisen? hier in dieser Stube, oder oben?“

„Frage diese Herren, Marie.“

„Es wird passender sein, in einem Zimmer zu speisen, wo wir allein sind,“ sagt Daulay.

„Ei warum denn?" ruft der Graf aus, „warum sollen wir uns denn in ein langweiliges Kabinet zurückziehen, wo wir nichts sehen und keinen Raum haben; was hindert uns hier in der Wirthsstube zu bleiben? es ist angenehmer hier, wir haben mehr Luft und die Aussicht in den Garten."

Daulay wagt es nicht, etwas dagegen einzuwenden und Marie deckt bereits den Tisch, als Caspar die Glasthüre öffnet und mit seinen plumpen Holzschuhen, seiner blaugestreiften Mütze auf dem Kopfe und einem großen Büschel Kräuter unter dem Arme eintritt.

Der Anblick der prächtigen Gesellschaft im Absteighaus scheint den Bauern durchaus nicht einzuschüchtern; er langt einfach mit der Hand nach seiner Mütze und sagt: „Gott grüß' Euch beisammen. Marie, bring' mir eine halbe Flasche Krätzer, mein Schlund ist so trocken wie ein Backofen."

Die Pariser betrachten sich gegenseitig. Frau von Stainville hat sich bei dem Anblick dieses Mannes fast entsetzt; Herr Bellepêche reißt seine Augen auf, als ob er ein Phänomen sähe; Daulay macht eine verächtliche Miene; der Graf allein lächelt und blickt den eben Eingetretenen an.

Caspar hat sich an einen Tisch gesetzt; nach einer Weile, als er sieht, daß Marie sich nicht anschickt, ihn zu bedienen, schlägt er mit der Faust auf den Tisch und schreit: „He, Marie! hast Du seit gestern Deine Ohren zumauern lassen oder bist Du zu vornehm geworden, mir einen Schoppen einzuschenken?"

„Mein Gott, Caspar, ich gehe ja schon, aber Ihr seht doch, daß ich in diesem Augenblick zu thun habe.“

„Ei, es braucht nicht so viel Umstände, mir meinen Krätzer zu bringen; Du kannst nachher wieder Deinen Tisch decken!“

„Warum soll sie weggehen und das, was sie für uns thut, stehen lassen?“ frägt Daulay mit einem verächtlichen Blick auf Caspar. „Mädchen, Sie müssen vor allen Dingen uns bedienen; ich denke, daß Sie dieses Menschen wegen die nöthige Rücksicht für Frau von Stainville nicht außer Augen setzen!“

Marie ist in der peinlichsten Verlegenheit und weiß nicht, was sie thun soll. Caspar fixirt Daulay und sagt: „Dieses Menschen, dieses Menschen! Sprecht Ihr von mir?“

Daulay hält es nicht für der Mühe werth, zu antworten; er wendet sich um und stützt sich auf Frau von Stainville's Stuhllehne, aber Caspar fährt fort: „He! gebt Antwort, Ihr mit dem grauen Hut, Euch meine ich. Ihr braucht mich nicht so verächtlich anzusehen, weil ich Holzschuhe anhabe und Futter für meine Hasen unter dem Arme trage, deßhalb kann ich doch ein ehrlicher Kerl, so viel werth als ein Anderer und vielleicht zwei Mal so viel werth. sein als Ihr!“

„Das wird in der That unaushaltbar!“ sagt Daulay, immer gegen Frau von Stainville gerichtet und Casparn den Rücken zukehrend. „Solchen Auftritten setzt man sich aus, wenn man in einer Wirthsstube ißt!“

„Marie!“ sagt Frau von Stainville, „decke nicht in dieses Zimmer unsern Tisch, sorge für ein anderes, oder ein Kabinetchen, wo wir allein sind. Geh', geh', meine Kleine.“

Marie unterbricht mit Vergnügen ihr Geschäft und geht eilends aus der Stube. Aber Caspar steht auf, tritt auf Daulay zu und fährt fort: „Denn sehet Ihr, wenn man gleich nur ein Bauer ist, will man doch in seinem Werthe gelassen und nicht beleidigt sein, man muß keine so hochtrabende Miene annehmen und mich dieser Mensch heißen! Was wollt Ihr damit ausdrücken? Dieser Mensch, dieser Mensch ist der Taglöhner Caspar, der Niemand einen Heller schuldet; ich weiß nicht, ob Ihr das auch von Euch sagen könnt, Ihr mit Euren haspelförmig gekräuselten Haaren.“

Daulay entfernt sich, stets den Rücken gegen Caspar gekehrt, immer weiter von demselben. Den Grafen von Aubigny schien diese Scene, die er, ohne sich von seinem Stuhle zu bewegen, betrachtete, außerordentlich zu belustigen. Herr Bellepêche bildete sich ein, daß er der ganzen Sache mit einigen Worten ein Ende machen könne. Er stand auf und trat dem Bauern, der fast auf Daulay's Fersen lief, in den Weg.

„Worüber beklagt Ihr Euch, Landmann? Hindern wir Euch am Trinken? Wir kehren in diesen Gasthof ein, wo wir allerdings nicht abgestiegen wären, wenn der Herr Graf nicht so hungrig gewesen, allein, das läßt sich leicht begreifen, dieß ist ein

Folge der strengern Landluft. Als ich in der Schweiz auf den hohen Gebirgen reiste, zwar nicht zu Wagen, denn es hat dort viel zu viel Schnee, aber man läßt sich von Führern begleiten. Ich begreife gar nicht, wie diese den Weg finden, sie haben übrigens auch Hunde bei sich!"

„He! was leiert Ihr mir da seit einer Stunde vor?" frägt Caspar, Herrn Bellepêche von oben bis unten messend, „was wollt Ihr mit Eurem Schnee und Euren Hunden? Ihr seid mir auch ein komischer Patron."

Herr Bellepêche beißt sich in die Lippen und Aubigny fängt hellauf an zu lachen; in diesem Augenblick tritt Herr Gobinard in die Stube.

„Wie!" ruft er aus, „man hat Frau von Stainville und ihre Begleitung nicht oben hinauf geführt. Woran denkt denn aber Marie? Mein schönes Zimmer oben ist zu Ihrer Aufnahme gerichtet, und wenn Sie die Gnade haben wollen, mir zu folgen..."

„O! augenblicklich, Herr Gobinard," entgegnet Frau von Stainville, sich erhebend, „denn man kann wirklich nicht in dieser Stube bleiben. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie, ich bitte Sie!"

Daulay läßt sich dieses nicht wiederholen, er eilt herbei, reicht der Dame den Arm und geht mit ihr hinauf. Bellepêche folgt ihnen mit dem Grafen, welcher unterwegs sagt: „Das ist Schade, die Gesellschaft Caspars machte mir viel Spaß!"

„Da seht einmal!" ruft Caspar, ihnen nachblickend, aus, dann wendet er sich an Gobinard mit den

Worten: „He da! jetzt verlange ich schon seit einer Stunde zu trinken; kann Unsereins nun nichts mehr bei Dir haben, weil Pariser hier einkehren? Gut, dann geht man."

„Ach nein, nein, bleib' doch. Johannchen, gib Wein her. Du siehst ja, Caspar, daß ich im Feuereifer bin, das sind Leute, die es verstehen und ich möchte mich gern auszeichnen."

„Ich weiß nicht, ob sie es verstehen, aber ich weiß, daß sie ein anmaßendes Wesen haben, welches mir nicht gefällt."

„Ach! Du wirst gleich böse; sieh, da ist Wein."

„Deine Frau von Stainville kommt mir vor wie eine alte Katze, die immer fünf bis sechs Kater hinter sich drein schleppt."

„Willst Du still sein, Schwätzer, ha, ha, ha! ich glaube selbst, daß sicher einer der drei Herren ihr Liebhaber ist."

„Und vielleicht alle drei, geh! diese Alten sind oft schlimmer als die Jungen. Jedenfalls habe ich ihrem Blondkopf, der mich so verächtlich anzusehen schien, meine Meinung gesagt."

„Ich bitte Dich, Caspar, sei ein ander Mal nicht so grob gegen die Stadtleute, die bei mir einkehren; Du brächtest mir einen großen Schaden."

„Warum heißt er mich Mensch!"

„Genug davon. Ich gehe jetzt hinauf, um nachzusehen, ob oben Nichts fehlt. Ach mein Gott! der Martineau ist nicht so vernünftig, daß er kommt, wenn man ihn braucht."

„Was willst Du denn von dem Schreiblehrer? Wollen Deine vornehmen Gäste das Federschneiden lernen?"

„Nein, nein!... ich möchte ihm nur... einer Speise wegen, die ich zwar allerdings sehr gut zuzubereiten verstehe... aber Martineau kann den ‚königlichen Koch' auswendig... und das ist bisweilen von Nutzen... wenn Du ihn vorbeigehen siehst, so winke ihm, hereinzukommen. Ich gehe hinauf zu meinen Gästen."

Meister Gobinard verläßt Caspar, sieht noch einmal bei seinem Herde nach und geht dann in den ersten Stock hinauf, wo er in ein ziemlich reinliches Zimmer tritt, in welchem ein Himmelbett mit kattunenen Vorhängen stand. In diesem Zimmer hatte man den Tisch gedeckt und hier befand sich Frau von Stainville mit ihren Begleitern.

„Gefällt der gnädigen Frau und den Herren dieses Zimmer?" frägt der Wirth mit einem tiefen Bückling.

„Jedenfalls besser als Ihre Wirthsstube," entgegnet Daulay, „wo man der Rohheit Ihrer Trunkenbolde ausgesetzt ist. Wenn mich die Rücksicht für die Frau Gräfin nicht zurückgehalten hätte, so würde ich den Schlingel hinausgeworfen haben!"

„Ich glaube, daß das keine Kleinigkeit für Sie gewesen wäre!" sagt der Graf.

„Sie würden sich compromittirt haben," fällt Bellepêche ein, „und man muß sich nie compromittiren... Ueberdieß sind die Bauern so bösartig..."

„Dieser ist gewiß nicht bösartig," versetzt Go-

binard, „aber dumm, er schwatzt Alles, was ihm in den Kopf kommt.“

„Ich glaube nicht, daß er so dumm ist, als Sie sagen,“ erwiedert der Graf. „Aber hören Sie, Meister Gobinard, was machen Sie denn mit diesem Himmelbette? Ist denn dieses Ihre Schlafstube? oder ist sie bloß für Gäste bestimmt?“

„Herr Graf, da dieses das schönste Zimmer im Hause ist, schlafe ich nicht darin, sondern ich behalte es in der That für Reisende auf, allein ich beherberge nicht Jedermann in demselben, besonders nicht, seitdem ich die Ehre gehabt habe, eine Herzogin darin zu logiren.“

„Eine Herzogin?“ frägt Frau von Stainville.

„Ja, gnädige Frau, eine wirkliche Herzogin... Warten Sie doch... es war die Herzogin von... sie hatte einen fremden Namen... die Herzogin von Valousky... richtig, so heißt sie.“

„Die Herzogin von Valousky?“ sagt Frau von Stainville, „die habe ich ja früher sehr gut gekannt. Es war eine wunderschöne, sehr gefeierte, äußerst geistreiche Dame... sie hätte ihre Memoiren schreiben sollen.“

„Das ist, glaub' ich, eine sehr reiche Frau?“ frägt Daulay.

„Ja... das heißt, früher war sie es nicht, aber seit ihr vor etwa fünfzehn Jahren eine Erbschaft zugefallen, ist sie es geworden; seitdem hat sie auch Geschmack am Reisen gefunden... sie durchzieht ganz Europa, ist bald in England, bald in Italien,

bald in Rußland ... und bleibt selten zwei Jahre in einem Lande; sie ist aber schon lange nicht mehr nach Frankreich zurückgekehrt. Sie schrieb mir anfangs von ihren Reisen, aber ich bin so träge im Antworten, daß sie sich darüber geärgert haben wird. Jetzt habe ich schon eine undenkliche Zeit keine Nachricht mehr von ihr. Wissen Sie es bestimmt, Herr Gobinard, daß die Frau Herzogin Valousky in Ihrem Gasthause logirt hat?"

„Ganz bestimmt, Frau Gräfin. Ich war zwar allerdings zu jener Zeit abwesend ... ich befand mich auf der Insel Guadeloupe, um eine Erbschaft einzuziehen, aber meine selige Frau hatte die Ehre, diese große Dame zu beherbergen. Ihr Name steht genau in meinem Fremdenbuche ... Herzogin von Valousky, sie blieb sogar fünf oder sechs Tage hier ... sie fühlte sich, so viel mir meine Frau sagte, gerade etwas unwohl und schlief in dieser Stube, in demselben Himmelbette, welches Sie vor Augen sehen. Uebrigens hinterließ die Herzogin Spuren ihrer Anwesenheit: sie bezahlte glänzend und beschenkte sogar meine selige Gattin ... sie machte ihr zehn Thaler und eine Bonbonnière von Bergamottenschale zum Präsent."

„Potz Kukuk! wie splendid!" ruft der Graf aus.

„Und wie lange ist das her? Herr Gobinard?"

„Ungefähr siebzehn bis achtzehnthalb Jahre, Frau Gräfin!"

„Damals hatte ich mein Landhaus in dieser Gegend noch nicht angekauft, sonst wäre die Herzogin von Valousky ohne Zweifel auch zu mir gekommen."

„Gewiß ist, daß eine Herzogin hier gewohnt hat, und daß es deßhalb nicht so übel sein kann,“ versetzt Aubigny. „Vorwärts, Meister Gobinard, lassen Sie uns auftragen, und sorgen Sie eben so gut für uns, wie ehedem Ihre Frau für die Herzogin.“

„Sicherlich, Herr Graf... He! Johannchen... die Suppe... Rasch, Marie, trage auf, bediene die Herrschaften und lasse es an Nichts mangeln.“

Meister Gobinard geht, entzückt, vornehme Leute im Hause zu haben, aber trostlos, daß der Schulmeister Martineau nicht kommt (den er wegen des ‚königlichen Kochs‘ gerne zu Rathe gezogen hätte) wieder in seine Küche hinunter.

Caspar war allein in der großen Stube geblieben, trank seinen Krätzer, pfiff bisweilen ein Stückchen und schaute zu dem Fenster hinaus, neben dem er saß.

„Er kommt nicht!“ sagt der Gastwirth, in die Stube tretend; „es ist doch gerade, als ob es so sein müßte ... weil ich vergessen habe, wie man die Solen à la chevalière macht... Das ist eine köstliche, feine Speise, womit ich meiner Gesellschaft gerne aufgewartet hätte... ich mache sie jetzt eben mit abgeschabter Brodrinde, aber das ist so gewöhnlich!...“

„Vater Gobinard, gebt mir für zwei Sous Brod und Käse, ich habe Hunger, der Krätzer höhlt Einem den Magen aus.“

„Ei mein Gott, Caspar, Du verlangst Käse von mir, wenn ich mein Recept zu den Solfischen à la chevalière verloren habe... Du thätest besser daran, mir den Schulmeister Martineau zu holen.“

„Weiß ich, wo Euer Schulmeister steckt?... Ich bin eigentlich bloß wegen dem Peter hergekommen ... ich habe ihn seit drei Tagen mit keinem Auge gesehen... ich glaubte ihn hier zu treffen... Habt Ihr ihn nicht gesehen?...“

„Ich hab's! ich hab's!“ schreit Gobinard, sich vor die Stirne schlagend. „Man nimmt die Fische aus, häutelt sie rein, sticht eine Rosette in die Mitte des Bratens ... marinirt ihn mit Wein... Krebsen... und Pfeffersauce... so ist es... so ist es!...“

Damit eilt der Gastwirth hocherfreut in die Küche, während Caspar bei sich denkt: „Das ist schon der Mühe werth, daß man einer Fricassée wegen so außer Fassung kommt! und er hat mir nicht einmal meinen Käse gegeben... er weiß gar nicht, was er treibt ... Ah! da kommt Marie, die kommt mir eben recht!“

Marie war, während sich die Gesellschaft an Meister Gobinards Ragout sättigte, geschwinde hinunter gegangen, um nach dem weitern Essen zu sehen, da rief ihr Caspar zu: „Marie, gib mir Käse und Brod!“

Das junge Mädchen macht eine unwillige Bewegung und entgegnet: „Habe ich denn Zeit dazu?... Ihr wisset wohl, daß ich oben aufwarten muß... Frau von Stainville könnte Etwas begehren... Rufet dem Johannchen.“

„Marie,“ versetzt Caspar mit starker Stimme und in einem Tone, der das junge Mädchen fast zittern macht, „man muß Zeit haben, mich zu be-

dienen, wenn ich Etwas verlange, und mir keine unverschämte Antworten geben! Das lasse ich mir nicht gefallen, Kleine... Nimm Dich in Acht! es könnte Dich reuen!..."

Marie spricht kein Wort, fliegt zu dem Schranke, nimmt das Verlangte heraus und bringt es Caspar eilig, dann wartet sie, ob er noch Etwas zu befehlen habe.

„Gut," sagt der Bauer, „gehe jetzt wieder zu Deinen schönen Herren. Ich war eben so hungerig wie sie, siehst Du... und obgleich ich nur Brod und Käse esse, fordert mein Magen sein Recht, wie wenn ich mir Ortolane auftragen ließe."

Marie ist froh, daß sie wieder gehen kann, und will eben die Stube verlassen, als man die Thüre von der Straße her aufmacht und Peter eintritt.

Der junge Landmann hat aber einen Filzhut auf dem Kopfe und einen ledernen Tornister, wie ihn die Soldaten tragen, auf dem Rücken, der den Zweck seiner Reise andeutet; in seiner Hand hat er einen dicken Stab, und seine schönen Züge, der Ausdruck seiner Augen haben in diesem Augenblick etwas so Trauriges, Schmerzliches, daß es Einem das Herz zusammenschnürt, wenn man ihn nur anblickt.

Marie bleibt über Peters Anblick erstaunt stehen. Caspar hebt den Kopf in die Höhe und schaut den eben Eingetretenen an, dann vergeht ihm das Essen und Trinken.

Peter nähert sich mit einigen Schritten dem jungen Mädchen und sagt mit dem Ausdruck der tiefsten

Betrübniß zu ihr: „Jungfer Marie, ich komme, mich von Euch zu verabschieden...“

„Von mir zu verabschieden, Herr Peter... wie! was soll das heißen? gehet Ihr fort?“

„Ja, Jungfer Marie, ja, ich bin im Begriff, zu gehen. Ich verlasse die Gegend auf lange Zeit, vielleicht für immer... Kurz, ich bin Soldat...“

„Soldat!... Ihr seid Soldat, Herr Peter? Ihr hattet ja eine hohe Nummer, Ihr gehörtet nicht zur Aushebung.“

„Das ist ganz richtig, Jungfer Marie. Anfangs war ich sehr erfreut darüber, denn ich glaubte, ich könne daheim bleiben... und glücklich werden. Aber ich habe mich getäuscht... Ihr liebt mich nicht, Jungfer Marie... Ihr habt Euch geweigert, mein Weib zu werden. Da blieb mir nur noch ein Entschluß übrig, nämlich fortzugehen, mich zu entfernen, da ich mich in Eurer Nähe zu Tode gegrämt hätte. Denn, obgleich Ihr mich nicht lieben wollt, werdet Ihr doch einst einen Andern lieben, und das hätte ich nicht mit ansehen können. Es hielt mich sonst nichts im Dorfe zurück... Ich habe keine Mutter und keinen Vater mehr zu verpflegen und zu unterstützen. Mein Onkel kann mich leicht entbehren, darum bin ich eingestanden... das heißt, ich habe mich anheischig gemacht, Claudins Stelle zu vertreten. Der arme Bursch hat eine Mutter, die ihn über Alles liebt, und eine Braut, die seine Entfernung in Trostlosigkeit versenkt hätte. Daher war es besser, daß ich ging, ich, dessen Abreise Niemand beweint. Ich

habe mich angeboten, Claudin zu ersetzen, man hat es angenommen, und ich gehe, mit meinen neuen Kameraden zusammenzutreffen ... Lebet also wohl, Jungfer Marie, ich will Euch nicht bitten, bisweilen an mich zu denken ... ich weiß wohl, daß dieß doch nicht geschehen würde, aber ich versichere Euch, daß ich stets an Euch denken werde! ..."

Peter hat zu sprechen aufgehört und Marie steht schweigend vor ihm; sie senkt zwar ihre Blicke zu Boden, aber man merkt es an dem heftigen Wogen ihres Busens, daß sie gerührt ist. Peter schaut sie an: er tritt einen Schritt näher zu ihr und scheint sie um ein Zeichen der Gunst anzuflehen; er wünschte wahrscheinlich noch einen Kuß vor seiner Entfernung zu erhalten und wagt es nicht, sie darum zu ersuchen oder ihn zu nehmen.

Plötzlich hört man Tritte und Meister Gobinards Stimme. Der Wirth ruft laut Marien; er kommt selbst nach einer Weile in die Stube herein und schreit: „Marie! Marie! ... nun, was machst Du denn da? Ich rufe Dir schon seit zwei Stunden ... Frau von Stainville hat Gurken verlangt, und Du bringst sie ihr nicht! Woran denkst Du denn? wer wird denn die große Gesellschaft warten lassen, wenn sie Gurken will! ..."

„Ach, mein Gott! Herr Gobinard, Ihr habt Recht," entgegnet das junge Mädchen, wieder ihre gewöhnliche sorglose Miene annehmend, „ich hatte die Gäste oben vergessen... Ach, ich gehe schon... Adieu, Herr

Peter, glückliche Reise... ich muß Frau von Stainville Gurken bringen... Ach, mein Gott! wie sonderbar, daß ich die Herrschaften oben vergessen konnte."

Damit stürzt das Mädchen zu der hintern Thüre hinaus und eilt die Treppe hinan, ohne im mindesten noch an Den zu denken, der ihretwegen sich anwerben ließ, Soldat wurde und aus dem einfachen Grunde, weil sie ihn nicht liebte, eine neue Carrière einschlug.

Herr Gobinard hat nur einen Blick in die Stube geworfen und ausgerufen: „Ist Herr Martineau noch nicht gekommen?... Einerlei, es macht nichts, es wird doch gut werden; ich bin überzeugt, es wird vortrefflich!"

Damit ist der Wirth im Begriff, wieder in seine Küche hinaus zu rennen, ohne nur Petern zu bemerken, der ganz verblüfft und trostlos über Mariens plötzliches Verschwinden dasteht. Allein der junge Landmann hält Gobinard zurück, streckt ihm die Hand hin und sagt, die Thränen unterdrückend, die seine Augen befeuchten: „Adieu, Herr Gobinard, ich gehe ... ich bin eingestanden... ich bin Soldat..."

„Bah, nicht möglich!" ruft der Gastwirth aus, indem er Peter die Hand reicht, „wie, Du willst uns verlassen, mein Junge?... Johannchen, sieh' nach dem Feuer... Bedenke, mein Freund, ich muß heute Solen à la chevalière machen... ich habe eine große Gesellschaft oben: Frau von Stainville und die Herren, die Grafen und die Marquis, die sie begleiten. Wie, Du willst fort, mein armer Peter?... Ich glaubte, daß Du... doch da es Dein Wunsch ist... ach,

mein Gott! und meine Brühe, die noch nicht an dem Braten ist und demselben die Farbe und den Wohlgeschmack verleihen muß... Johannchen versteht nicht damit umzugehen... wo Teufels habe ich den Kopf! Leb' wohl, Peter! gut Glück auf den Weg, mein Junge!"

Und Meister Gobinard kehrt, dem jungen Mann die Hand schüttelnd, in seine Küche zurück. Die Gleichgültigkeit, welche man gegen Peter an den Tag legt, drückt diesen nieder; er wischt sich mit der Hand die Augen aus und verläßt das Haus schnell. Er hat aber noch keine zehn Schritte gemacht, als ihn Jemand von hinten her ergreift und in die Arme schließt.

Das ist Caspar, der Alles mit angehört und mit angesehen hat, wie ein Mensch, der weder seinen Augen noch seinen Ohren trauen will, und sich gleich hinter Peter aus dem Absteighaus entfernt hat, um ihm nachzueilen.

„Ei was, Peter, es ist kein Scherz! Du bist ernstlich eingestanden?" fragt Caspar, den jungen Rekruten an seine Brust pressend.

„Ja, Caspar, es ist wahr, ich habe mich anwerben lassen!"

„Du hast Dich anwerben lassen, weil Dich ein Mädel nicht geliebt und Dich verschmäht hat, oder eigentlich sich nur so stellte... Was, Peter! Du hast Dich anwerben lassen! Du hast eine solche Dummheit gemacht! und ohne mich oder sonst Jemand um Rath zu fragen?"

„Dann hätte man mich zurückhalten wollen... und ich wollte gehen.“

„Ich sage Dir aber, das ist der helle Unsinn; komm nur mit mir zum Schultheiß, zum Adjunct, zum Präfekten, wenn's sein muß; ich will ihnen sagen, Du habest einer unglücklichen Leidenschaft wegen diesen tollen Streich gemacht. Dann zerreißt man Dein Anwerbungsschreiben und die Sachen stehen wieder beim Alten.“

„Nein, Caspar, das ließe sich nicht so leicht machen. Außerdem will ich Soldat werden... Ich konnte es im Dorfe nicht mehr aushalten, da mich Marie verschmäht hat!“

„Sie hätte Dich schon gewollt, die kleine Duckmäuserin... sie wäre überglücklich gewesen, Dich zu heirathen... Was! sie... Peter verschmähen!... ihn, dem alle Mädchen der Gegend den Vorzug gegeben haben würden!... Ha, sie wird es bereuen! Sie ist eine Kokette; glaub' mir, das wird ihr keinen Segen bringen!“

„O nein, Caspar! Ich wünsche ihr im Gegentheil Glück und Wohlergehen, denn sie hatte keine Verpflichtung, mich zu lieben.“

„Und Du hättest Dich nicht anwerben lassen sollen, weil sie Dir einen Korb gab. Muß man denn gleich verzweifeln, wenn ein hübsches Mädchen widerspenstig ist! Ei, mein Gott! es gibt ja viele hübsche Mädchen, und selten eine grausame. Bedenke selber, ob es der Mühe werth ist, daß man Mariens Gleichgültigkeit wegen trostlos ist. Du hast von ihr Abschied genom-

men, und sie läßt Dich stehen, um Gurken hinaufzutragen, und jetzt hat sie Dich vielleicht schon ganz und gar vergessen! Ach, mein armer Peter, Du hast eine Dummheit gemacht!"

„Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern; ich bin jetzt Soldat. Leb' wohl, Caspar!"

„Und wo gehst Du nun hin?"

„Nach Givet, um mit meinem Regiment zusammen zu stoßen."

„Ha, Sakerment! Wer hätte mir das gesagt... es hat mir wahrhaftig einen Schlag in's Herz versetzt!"

„Mein armer Caspar, Du liebst mich, Du bist der Einzige, der sich in der Heimath zuweilen meiner erinnert."

„Der Einzige!" erschallt eine Stimme hinter einer Hecke hervor, „der Einzige; o wahrhaftig nein, er wird nicht der Einzige sein."

Die beiden Männer wendeten sich um: sie erblickten ein junges Bauernmädchen, welches auf sie zukam. Es war Helene, die schmerzlich weinte, denn sie hatte erfahren, daß sich Peter hatte anwerben lassen.

„O, Herr Peter! das ist recht abscheulich von Euch, daß Ihr fortgeht und uns verlasset. Wir lieben Euch so sehr... hi, hi, hi... ich hätte Euch gerne geheirathet, wenn Ihr mich gewollt hättet!"

„Ich danke Euch, Helene, ich danke Euch," erwiederte Peter, die Hand des dicken Mädchens drückend, „aber ich konnte nicht im Dorfe bleiben. Ich habe

mich lieber anwerben lassen. Später seht Ihr mich vielleicht einmal wieder. Lebt wohl, Helene."

„Ach, küßt mich wenigstens auch, Herr Peter... o, noch einmal auf die andere Wange... und ich will Euch auch küssen und zwar von ganzem Herzen ... hi, hi, hi... kräftiger als Ihr... laßt mich Euch in meine Arme schließen!"

Helene konnte sich nicht satt küssen, aber Caspar nimmt sie bei der Taille und reißt sie aus Peters Armen.

„Ich denke," sagt er, „Du habest ihn jetzt genug geküßt, wenn Du ihm nicht gar die Backen wegküssen willst. Geh', Helene, geh', Peter wird sich an seine Freunde hier erinnern."

Das dicke Bauernmädchen stößt einen tiefen Seufzer aus, hüpft noch einmal an Peters Hals und entschließt sich endlich, fortzugehen; dann setzen der junge Soldat und Caspar ihren Weg schweigend fort, denn Beide sind zu sehr ergriffen, um sich mit einander zu unterhalten.

Nachdem sie auf diese Weise eine halbe Stunde zurückgelegt haben, steht Peter stille; es war an einer Krümmung, wo man in eine andere Straße einbog.

„Geh' nicht weiter mit," sagt Peter, gegen Caspar gerichtet, „verlassen müssen wir uns ja doch, und der Rückweg wird Dir, wenn Du allein bist, langweiliger werden. Adieu, leb' wohl... Reich' mir die Hand... und scheiden wir!"

Caspar hat nicht die Kraft, eine Antwort zu geben; er möchte nicht gerne in Thränen zerfließen, und

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 47

Stuttgart 1845

P.o.gall. 2569 l-47
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101617-2